

Subcomandante Marcos  
Geschichten vom Alten Antonio



Subcomandante Marcos

**Geschichten vom Alten Antonio**

Mit einem Vorwort von Elena Poniatowska

Aus dem Spanischen von  
Danuta Sacher, Annette von Schönfeld u.a.

**Assoziation A**

Übersetzungen: Dana Aldea (25, 26), Theo Bruns (10, 19, 21, 22), Annette Massmann (14), Horst Rosenberger (13, 16), Danuta Sacher (Vorwort, 4–9, 12, 15, 18, 20, 24), Gerold Schmidt (11), Annette von Schönfeld (2, 3, 23), Dorothea Schütze (1), Andreas Simmen (17)

Erweiterte Neuauflage, Berlin/Hamburg, März 2007:

Assoziation A  
Gneisenastr. 2a  
10961 Berlin

[www.assoziation-a.de](http://www.assoziation-a.de)

ISBN 978-3-935936-50-7

Titelgestaltung: kv  
Druck: Winddruck Siegen

## Inhalt

Elena Poniatowska: Das Morgen im Gestern	7
1. Die Maismenschen	20
2. Der Löwe und der Maulwurf	26
3. Die Geschichte von den Mützenmasken	30
4. Die Geschichte von der Nacht und den Sternen	37
5. Die Geschichte von den Farben	42
6. Die Geschichte von den Wolken und dem Regen	49
7. Die Geschichte von den Fragen	55
8. Die Geschichte von den Spiegeln	69
9. Die Geschichte vom Schwert, dem Baum, dem Stein und dem Wasser	75
10. Die Geschichte von den Träumen	80
11. Die Geschichte vom Regenbogen	83
12. Die Geschichte von den Wegen und den Wanderern	89
13. Die Geschichte vom Anfang und vom Ende	97
14. Vom gemeinsamen Gehen	102
15. Vom Nah- und Fernsehen	108
16. Die Geschichte vom Lärm und der Stille	111
17. Träume, welche in der Liebe nisten	114
18. Vom Schmerz als Bestandteil der Hoffnung	116
19. Die Geschichte von den Anderen	118
20. Die Geschichte vom vergrabenen Schlüssel	121
21. Die Geschichte vom Maß der Erinnerung	124

22. Die Geschichte von dem Einen und von den Allen	126
23. Die Geschichte vom Sehen	129
24. Die Geschichte von der Luft der Nacht	134
25. Die Geschichte vom Halter des Himmels	138
26. Die Geschichte von den drei Schultern	145
Zapatistische Links	149

## Elena Poniatowska: Das Morgen im Gestern

»Wir werden weiterkämpfen, denn wie Herr K., wie der Alte Antonio, wie unsere Brüder glauben wir, dass auch um den Preis möglicher Irrtümer hart gearbeitet werden und dabei immer auf die Zukunft geschaut werden muss. Nicht einmal aus Versehen dürfen wir stehen bleiben. Es genügt zu verstehen, dass im Kampf der Anfang und das Ende eine Falle sind, wenn sie einzeln gesucht werden. So denken wir. Einige nennen das Dummheit. Wir nennen es Hoffnung ... In Ordnung. Bleibt gesund, Brüder. Willkommen in dem, was keinen Anfang hat und nie enden wird. Willkommen alle im ewigen Kampf darum, besser zu werden ...«

*CCRI-CG der EZLN, Juni 1996*

»Wie lange noch werden wir weitergehen? Wann haben wir begonnen?«, fragen und antworten sich die, die die Berge sind, die sich in der Nacht bewegen, die ohne Antlitz: die Maisfrauen und -männer. So haben sie es von den erhabensten Göttern gelernt, denen, die die Welt erschufen, den Ersten: die auf eine Frage stets mit einer neuen Frage antworten.

Als Subcomandante Marcos zum ersten Mal den Alten Antonio traf (einen Mann »undefinierbaren Alters, das Gesicht gefurcht wie Zedernrinde«), war er Infanterie-Leutnant der gerade erst entstandenen EZLN: »Wir waren eine kleine Bande, die die Welt verändern wollte; uns selbst bestätigend, dass es die Mühe wert war, zu tun, was wir tun wollten oder was wir vorhatten zu tun, obwohl wir damals nicht wussten, dass wir es eines Tages wirklich tun würden«, erzählte Marcos in einem Interview mit Juan Gelman.

»Wir trafen einander in einer Phase völliger Isolation«, erinnert sich Marcos. »Wir hatten uns verirrt, waren verloren am Ufer eines Flusses, der sehr nah an seinem Dorf vorbeifließt. Sein Dorf war tief in der Selva, so trafen wir uns und wussten nicht, was wir sagen sollten. Sollten wir lügen? Er sagte,

dass er auf der Jagd sei, obwohl er nah bei seinem Feld war. Ich sagte, ich sei Ingenieur. Mein Bart war reichlich lang, wir waren bewaffnet. Wie ein Ingenieur sah ich nicht gerade aus. Später trafen wir uns erneut, und unsere Beziehung begann. Anfänglich war der Traum jedes Guerilleros, einen Bauern zu treffen, ihm die Politik zu erklären und von der Sache zu überzeugen. Ich begann also, ihm von der Geschichte Mexikos zu erzählen, vom Zapatismus, und er antwortete mir mit der Geschichte von Votán und Ik'al.«

Der Alte Antonio erzählte Marcos die Geschichte von Votán-Zapata – die Geschichte, in der Ik'al und Votán lernten, durch die Welt zu gehen (einer bei Tag, der andere bei Nacht), und »seither gehen die Götter mit Fragen voran und bleiben nie stehen, kommen nie an und gehen nie fort. (...) Seither fragen die wahrhaften Männer und Frauen auf ihrem Weg, verabschieden sich bei der Ankunft und grüßen zum Abschied. Sie bleiben nie stehen. (...)

Dieser Zapata tauchte hier in den Bergen auf. Sie sagen, dass er nicht geboren wurde. Er tauchte einfach auf. Sie sagen, dass er Ik'al und Votán ist, die hierherkamen, um auf ihrem weiten Weg anzuhalten, und dass sie, um die guten Menschen nicht zu erschrecken, als eine einzige Person auftraten. Denn nachdem sie so lange zusammen unterwegs waren, hatten Ik'al und Votán gelernt, dass sie der Gleiche waren und dass sie sich zu einem Einzigen bei Tag und bei Nacht machen konnten, und als sie hierhergekommen waren, wurden sie zu einem Einzigen, und sie nannten sich Zapata. Und Zapata sagte, dass er bis hierhergekommen sei, um die Antwort darauf zu finden, wohin der weite Weg nun führe ...«

Am Ende der Geschichte schenkte der Alte Antonio Marcos eine Fotografie von »diesem Zapata« mit der Mahnung: »Damit du lernst, Fragen zu stellen ... und zu gehen.«

»Das erste Dorf, in dem wir 1985 offen als Zapatisten einmarschierten, war das des Alten Antonio. Er war dabei eine Art Übersetzer, erklärte uns, wer wir waren und was wir tun sollten. Gleichzeitig begann ein Umdenkungsprozess innerhalb des Zapatismus. Der Alte Antonio war die Brücke, über

die die Guerilleros Zugang zu den Dörfern finden. Sein wesentlicher Beitrag war, die Zapatisten das Spezifische der Indígena-Frage in den Bergen des Südostens Mexikos verstehen zu lehren. Während dieser ganzen Zeit waren wir einander nahe, wir trafen uns, unser Lager war in der Nähe seines Dorfes, wir gingen hin oder er kam zu uns. Später verlagerten wir uns mehr hierher. Er war in der Rolle, uns zu erklären, wo wir waren: »Erinnere dich, dass du hier bist und alles, was passiert, hier passiert.« Das war eine große Hilfe. Letztendlich war dies Marcos' Hilfsmittel, um die städtische mit der Indígena-Welt in Verbindung zu setzen. Es war der Alte Antonio, der die indigenen Elemente in die nach außen gerichtete Sprache der Zapatisten einbrachte. Ich bin ein Plagiator.«

Am 17. November 1983 gründeten sechs Personen die Zapatistische Armee für die Nationale Befreiung – die EZLN. Als die Guerilleros in die Dörfer gehen, um ihren Kampf zu begründen, antworten ihnen die Leute: »Wir verstehen euch nicht, eure Worte sind sehr hart.« An diesem Punkt greift der Alte Antonio ein: Er übersetzt das »westliche« und das indigene Denken nach beiden Seiten hin, er lehrt zuzuhören, um zu sprechen, und zu sprechen, um zuzuhören, das heißt: zu fragen.

Innerhalb der EZLN ist es Brauch, die toten Compañeros lebendig zu bewahren und die Namen derer zu übernehmen, die »gefallen« sind. Marcos gab Geschichtsunterricht: »Eine Person, die mit enzyklopädischem Wissen die mexikanische Geschichte beherrschte, vor allem die Militärgeschichte.« Er wurde getötet.

Im Februar 1995 erließ die mexikanische Regierung Haftbefehle gegen EZLN-Mitglieder. Achtzehn Männer und Frauen wurden festgenommen und in verschiedenen Gefängnissen des Landes inhaftiert. Ein Ehepaar war darunter, das im Gefängnis ein Kind bekam. Nach eineinhalbjähriger Haftzeit beschlossen sie, es im Gefängnis taufen zu lassen. Sie nannten das Kind Pedro Manuel, in Erinnerung an Subcomandante Pedro, der am 1. Januar 1994 bei der Einnahme von Las Margaritas gestorben war.

»Sterben, um zu leben« – dieses zapatistische Motto ist in jedem seiner Mitstreiter lebendig.

»Der Alte Antonio findet immer wieder seine Stimme im Subcomandante Marcos und hat eine tiefgehende Präsenz«, sagt Carlos Montemayor. »Er ist das Bild, mit dem Marcos die Art und Weise nachzeichnet, in der er zuzuhören gelernt hat. Indem er vom Alten Antonio zu lernen bereit ist, kann er in das alte und tiefe Herz der Mayas hineinhören, das seit Zeiten lebendig ist, die wir vielleicht nicht eindeutig in westlichen Kalendern verorten können. Von daher erstaunt es nicht, dass er seine Beziehung zu den Indígena-Gemeinden in seinen Schriften wesentlich über zwei Gestalten vermittelt: Die eine ist der Alte Antonio, die andere sind Kinder wie Heriberto, Yeniper oder Eva. In beiden Fällen lernt Marcos – wie ein weiteres Kind – zuzuhören oder sich zu verteidigen oder zu leben oder sich mit den anderen in der Gemeinschaft auseinanderzusetzen. Aufmerksam gegenüber den Geschichten des Alten Antonio, lernt er durch die Kinder, sie wiederzugeben. Seine Stimme ist gleich weit entfernt von den Alten und von den Kindern. Er lernte, zuzuhören und zu bewahren, was sie zwischen der Morgen- und Abenddämmerung der Lebensalter mitteilen.«

»Werde nicht müde zu fragen, wann dein Weg zu Ende ist. Dort, wo sich Morgen und Gestern vereinen, da wird er enden.«

*Der Alte Antonio*

Der Alte Antonio ist die Stimme seines Volkes. Durch seine Stimme spricht die kollektive Erinnerung, »das Althergebrachte«, das Selbstverständnis der indigenen Gemeinden in Chiapas. Er ist Erbe des Wortes seiner Großväter und der Toten, die in den Bergen murmeln, des Wortes der erhabensten Götter, derer, die die Welt erschufen, der Ersten. Der Ursprung seiner kulturellen Wurzeln sind die Mayas.

Die einzigen bekannten Referenzen zur Kultur der Mayas sind das *Popol Vuh*, das *Chilam-Balam*, das *Buch des Rates*

und die verschiedenen Untersuchungen von Erforschern des Antiken Mexiko. Die Mayas maßen die Zeit in Zyklen von zwanzig Jahren (Katunes). Der landwirtschaftliche Kalender der Mayas findet in den Bergen und Tälern der Selva bis in unsere Tage hinein Anwendung, mit seinen achtzehn Monaten von je zwanzig Tagen und den fünf überzähligen, kapriziösen Tagen – den chayk'in –, die das Jahr von 365 Tagen voll machen.

Im Jahre 1712 brach eine Indígena-Rebellion gegen Elend und Ausbeutung aus. 260 Jahre nach der Niederlage (eine Zahl, die den Mayazyklen entspricht) fand im Oktober 1974 in Chiapas der erste Indígena-Kongress statt, der auf friedliche Weise bessere Lebensbedingungen in den Indígena-Gemeinden einforderte. Im selben Jahr wurde der 500. Geburtstag von Fray Bartolomé de las Casas begangen. Er war der erste Bischof von Chiapas, der die Indios gegen die von Spanien eingesetzten Feudalherren verteidigte und der von einem Haufen aufgebrachtener Händler und Großgrundbesitzer aus seiner Diözese vertrieben wurde. Seine »Sünde« hatte darin bestanden, den Ausbeutern die Beichte zu verweigern.

Zwanzig Jahre nach diesem Indígena-Kongress taucht eine bewaffnete Erhebung unter dem Banner des Votán-Zapata auf: des Volkes Herz und Hüter, des Wächters der letzten Stunden vor dem Morgengrauen, der Nummer Sieben, des Verteidigers des wahrhaften Wortes (des bats'il k'op, des tojol ab'al), der Sprache der Mütter, des wahrhaften Wortes.

Juan Yadeun, Direktor des anthropologischen Projektes »Die städtische und konzeptionelle Struktur des Staates«, das Ausgrabungen in den Ruinen von Toniná, Tula, Las Limas, Chichén-Itzá, Teotihuacán und anderen mehr umfasst, berichtet, dass die erste staatliche Struktur des antiken Mexiko aus Verteidigungsmotiven erwuchs: »Die Zapatistische Armee ist nach diesen zivilisatorischen Maßstäben eine große Errungenschaft.« Er fügt hinzu, dass die traditionellen indigenen Erzählungen »in den Ruinen zu finden sind«. Noch sind sie in keinem Buch aufgeschrieben und zusammengefasst, sie haben durch mündliche Überlieferung überlebt. Es

sind dieselben Erzählungen, die uns der Alte Antonio über Subcomandante Marcos vermittelt.

»Es gibt einen Spiegel in der Welt. Er erlaubt uns, zu sehen, was wir sind, was wir waren und was wir sein werden. Der erste Eindruck ist alles andere als angenehm, der Zweite erklärt und der Dritte verspricht uns etwas. Das Problem ist, den Spiegel zu finden. Das ist nicht einfach. Aber das wirklich Gefährliche ist, in ihm den Blick auf sich zu wagen. Ein wenig Distanz zu sich selbst, unterstützt durch ein Lächeln, erleichtert die Dinge.«

*Subcomandante Marcos*

In den Indígena-Gemeinden ist die Tradition lebendig, Probleme durch »Rathalten« oder »Beratung« zu lösen. Die Gemeindemitglieder versammeln sich auf irgendeiner Lichtung der Selva und »fassen Beschluss«. Sie wählen einen Sprecher. Die »Delegierten« oder »Vertreter« müssen Rechenschaft über ihre Amtsausübung als »Autorität« ablegen, und ihre »Amtsmacht« beruht auf der ständigen Rückfrage bei den Einwohnern, was als »gehorchendes Befehlen« bekannt ist.

Seit dem zapatistischen Aufstand sind »die Indígenas sehr anders« geworden. Die Indígena-Gemeinden verteidigen ihre Sitten und Gebräuche und fordern Respekt ein über den Nationalen Indígena-Kongress (CNI), der aus dem Nationalen Indígena-Forum hervorging, das die EZLN im Januar 1996 zusammengerufen hatte und das am 12. Oktober desselben Jahres formell gegründet wurde.

»Aus unserer Stimme spricht die Stimme der Anderen, derer, die nichts besitzen, der zum Schweigen und zur Unwissenheit Verurteilten, der durch die Überheblichkeit der Mächtigen von ihrem Land und ihrer Geschichte Vertriebenen. Wir werden fordern, was gerecht ist, und Recht für alle: Freiheit, Gerechtigkeit, Demokratie, alles für alle, nichts für uns.«

*CCRI-CG der EZLN, 16. Februar 1994*

Die indigene Identität hat der EZLN eine in der Geschichte der sozialen Bewegungen einzigartige Kraft verliehen. Der zapatistische Diskurs (und die Organisation) haben ihren Ursprung in den tausendjährigen Legenden der Indígenas über die Erschaffung der Welt, der Menschen, der Wege und Wanderer, der Sonne und des Mondes, des Tages und der Nacht, der Dualität.

»Postskriptum. Den ganzen Nachmittag über diskutierten wir im Komitee. Wir suchten das Maya-Wort für »Sich-Ergeben« und fanden es nicht. Es gibt keine Entsprechung weder im Tzotzil noch im Tzeltal, niemand erinnert ein entsprechendes Wort in Tojolabal oder Chol. Stunden haben wir damit verbracht, gleichbedeutende Worte zu finden. Draußen regnet es, und eine solidarische Wolke nähert sich, um sich mit uns zur Ruhe zu begeben. Der Alte Antonio wartet, bis der Letzte schweigt und nur das vielfache Trommeln des Regens auf dem Dach bleibt. In der Stille kommt der Alte Antonio auf mich zu, mit seinem tuberkulösen Husten, und sagt mir ins Ohr: »Dieses Wort gibt es nicht in der wahrhaften Sprache, deshalb ergeben sich die Unsrigen nie, und eher sterben sie, denn unsere Toten ordnen an, dass Worte, die es nicht gibt, nicht gelebt werden.« Danach geht er ans Feuer, um die Furcht und die Kälte zu verscheuchen. Ich erzähle es Ana María, sie schaut mich voller Zärtlichkeit an und erinnert mich daran, dass der Alte Antonio bereits tot ist.

Die Ungewissheit der letzten Stunden des Dezembers des vergangenen Jahres wiederholt sich. Es ist kalt, die Wachen lösen sich mit einer Losung ab, die reines Gemurmel ist. Regen und Matsch decken alles zu, die Menschen wispern, und der Regen dröhnt. Jemand bittet um eine Zigarette, und das Streichholz beleuchtet das Gesicht eines Kämpfers auf Wache. Nur einen Moment lang ... aber es genügt, um zu sehen, dass er lächelt.

Jemand kommt an, das Wasser läuft von seiner Mütze und seinem Gewehr. »Es gibt Kaffee« – und Abstimmung darüber, ob sie nun Kaffee trinken oder weiter nach dem Begriff »Sich-Ergeben« in der wahrhaften Sprache suchen sollen. Der Kaffee

gewinnt einstimmig. Niemand ergibt sich. Werden wir allein bleiben?»

Die Sprache der Zapatisten funktioniert wie ein Spiegel. Sie ist weit davon entfernt, Parolen auszugeben, »Formel« oder »politische Theorie« zu sein, sie lädt jeden ein, über sein eigenes Leben zu entscheiden. Die Frauen fordern, den Mann auszusuchen zu können, den sie lieben, statt die Tradition fortzusetzen, der gemäß ihnen auferlegt wurde, denjenigen zu heiraten, den die Familie für sie ausgesucht hatte.

Als die EZLN ihren langen Weg antrat, war ihr Ziel, die Welt zu verändern. Nach mehr als zehn Jahren der Anpassung an indigenes Denken kam sie zum Schluss, dass es leichter sei, eine neue Welt zu erschaffen, in der alle Platz haben, ohne andere beherrschen zu müssen: »eine Welt, in der viele Welten Platz haben«.

Den Krieg (denn es darf nicht vergessen werden, dass eine Kriegserklärung diese Bewegung initiiert hat) haben die Zapatisten bereits gewonnen.

Falls den Indígenas jemals das Wort entrissen wurde (der Schatz der Erinnerung) und »nur Asche ohne Antlitz blieb«, so erklären sie heute, dass »die Blume des Wortes nicht sterben wird. Vielleicht stirbt das verborgene Antlitz dessen, der es heute ausspricht, aber das Wort, das aus der Tiefe der Geschichte und der Erde kommt, kann die überhebliche Macht nicht rauben.«

Die Dualität der Mayas ist eine Realität in den Bergen des Südostens Mexikos: Krieg oder Frieden, Leben in Gerechtigkeit und Würde oder Tod für die Freiheit.

»Nie wieder ein Mexiko ohne uns«, ist die Losung der Indígenas. Die Vergangenheit verneinen heißt keine Zukunft zu haben.

»Wie lange noch werden wir weitergehen? Wann haben wir begonnen?«, ist die Frage, auf die der Alte Antonio uns antwortet, indem er uns lehrt, dass »die Rinnsale keinen anderen Weg zurückfinden können als unter der Erde«, dass »man die Angst und den Löwen besiegt, indem man sie anschaut«. Er sagt uns, dass die wahrhaften Männer und Frauen »immer sich

selbst einholen, sich von hinten überraschen wollen, um den Anfang zu finden und so ans Ende ihres Weges zu gelangen. Aber es wird ihnen nicht gelingen, sie wissen es, und es hat bereits keine Bedeutung mehr für sie. Es ist ihnen nur wichtig, ein guter Weg zu sein, der immer versucht, besser zu werden.« Diese und viele andere Geschichten von gestern, dieses Gesterns, das so notwendig ist, damit das Morgen erwachen kann. Diese Geschichten sind der Spiegel dessen, der sich selbst finden will.

»Der Zapatismus ist keine neue politische Ideologie oder Wiederauflage alter Ideologien. Den Zapatismus gibt es nicht, er existiert nicht. Er dient nur, so wie Brücken dazu dienen, von einer Seite auf die andere zu kommen. Deshalb haben alle im Zapatismus Platz, alle, die von einer Seite auf die andere kommen wollen. Es gibt keine Rezepte, keine Linien, keine Strategien, Taktiken, Gesetze, Regeln oder universellen Parolen. Es gibt nur eine Sehnsucht: eine bessere Welt zu schaffen, das heißt, eine neue. Zusammengefasst: Der Zapatismus gehört niemandem, und deshalb gehört er allen.«  
*CCRI-CG der EZLN*

Im selben Maße, wie der Zapatismus eine Intuition ist, verbinden die Geschichten des Alten Antonio das Herz mit dem Kopf, etwas, das bis heute in der Politik unmöglich schien, in der Ehrgeiz und Demagogie herrschen.

Die Geschichten des Alten Antonio zu verstehen heißt, sie wiederzugeben, weiterzugeben an das »Morgen im Gestern«. Subcomandante Marcos hatte eine Begegnung mit dem Alten Antonio, die bisher nur wenige kennen. Im Juni 1996 hat er sie wie folgt erzählt:

„Und während wir von den erhabensten Göttern sprechen, erscheint schon der Alte Antonio. Mit ihm setzen sich alle Männer und Frauen der würdigen Herzen zu mir. Sie setzen sich zu mir und ergreifen endlich mein Wort und meine Stimme, um uns

von ihrem Kampf zu erzählen. ... Von der Nacht, in der der Alte Antonio mit mir, Machete in der Hand, durch den Schlamm ging. Sagte ich, der Alte Antonio sei neben mir gegangen? Das ist gelogen, er wanderte nicht mit mir, sondern ich ging hinter ihm her. Das Ganze fing aber ganz anders an.

Zuerst verirrtten wir uns. Als wir das bemerkten, waren wir schon inmitten der Selva, inmitten des Regens, umzingelt von der Nacht.

»Wir haben uns verirrt«, sage ich überflüssigerweise.

»Nun ja«, sagt der Alte Antonio, der nicht sehr besorgt scheint und sich überall häuslich fühlt, wo eine Hand das Streichholz entzündet, während die andere die Zigarette ansteckt.

»Wir müssen den Weg zurück finden«, höre ich mich sagen und füge hinzu: »Ich habe einen Kompass« – und zwar so, als wenn ich sagen würde: »Ich habe ein Auto, falls du eine Mitfahrgelegenheit brauchst.«

»Nun gut«, sagt abermals der Alte Antonio, signalisierend, dass er mir die Initiative überlassen will und bereit ist, mir zu folgen.

Ich nehme die Herausforderung an und bin bereit, meine Guerillerokenntnisse aus zwei Jahren Selva-Erfahrung vorzuführen. Zunächst suche ich Schutz unter einem Baum. Ich hole die Landkarte raus, den Höhenmesser und den Kompass. Als wenn ich nur laut vor mich hinreden würde, in Wirklichkeit aber, um vor dem Alten Antonio anzugeben, beschreibe ich Höhen über dem Meeresspiegel, topographische Linien, Luftdruck, Breitengrade und andere Etceteras dessen, was die Militärs »Landnavigation« nennen. Der Alte Antonio sagt nichts, er verharrt an meiner Seite, ohne sich zu rühren. Ich vermute, dass er mir zuhört, denn er raucht weiter. Nach einer Weile technischer und wissenschaftlicher Angeberei stehe ich mit dem Kompass in der Hand auf, zeige in einen Winkel der Nacht und gehe los.

»Dort entlang geht es.«

Ich erwarte, dass der Alte Antonio sein »Nun ja« wiederholt, aber der Alte Antonio sagt nichts. Er greift nach seinem Gewehr, seiner Umhängetasche und seiner Machete und geht

hinter mir her. Wir gehen eine ganze Weile, ohne irgendeinen uns bekannten Ort zu finden. Ich schäme mich angesichts des Fehlschlags meiner modernen Technik und will mich nicht zu ihm umdrehen, der mir ohne ein Wort folgt. Nach einer weiteren Weile stehen wir vor einem Felsen, der uns wie eine Wand am Weitergehen hindert. Die letzten Reste meines Stolzes stieben auseinander, als ich sage:

»Und nun?«

Jetzt erst spricht der Alte Antonio wieder. Zunächst räuspert er sich ein wenig und spuckt einige Tabakkrümel aus, danach höre ich hinter mir: »Wenn du nicht weißt, was kommt, hilft es viel, nach hinten zu schauen.«

Ich nehme ihn beim Wort und drehe mich um, nicht um in die Richtung zu schauen, aus der wir gekommen sind, sondern um mit einer Mischung aus Scham, inständiger Bitte und Furcht den Alten Antonio anzusehen.

Der Alte Antonio sagt nichts, schaut mich an und versteht. Er zieht seine Machete und schlägt, einen Weg durch das Unterholz bahrend, eine neue Richtung ein.

»Hier geht es lang?«, frage ich überflüssigerweise.

»Nun ja«, sagt der Alte Antonio, während er Schlingpflanzen und die feuchte Nachtluft durchtrennt. Nach wenigen Minuten sind wir erneut auf dem Hauptweg, und die Blitze lassen die Silhouette seines Dorfes erkennen.

Durchnässt und müde kam ich in der Hütte des Alten Antonio an. Doña Juanita bereitete Kaffee zu, und wir näherten uns dem Herdfeuer. Der Alte Antonio zog sich das nasse Hemd aus und hing es zum Trocknen an eine Seite des Feuers. Danach setzte er sich in einer Ecke auf den Boden und bot mir das Bänkchen an. Ich lehnte zuerst ab, teils weil ich nicht vom Feuer weg wollte und teils weil ich mich immer noch über die Angeberei mit Karte, Kompass und Höhenmesser schämte. Wie auch immer, schließlich setzte ich mich. Beide begannen wir zu rauchen. Ich unterbrach das Schweigen und fragte ihn, wie er den Rückweg gefunden habe.

»Ich habe ihn nicht gefunden«, antwortete mir der Alte Antonio. »Er war nicht da. Ich habe ihn nicht gefunden. Ich

habe ihn gemacht. Wie man es eben macht. Indem man geht. Du dachtest, der Weg sei irgendwo und deine Geräte würden uns anzeigen, wo er sei. Aber so ist es nicht. Dann dachtest du, ich wüsste wo der Weg sei, und bist mir gefolgt. Aber so ist es nicht. Ich wusste nicht, wo der Weg ist. Ich wusste nur, wir müssten gemeinsam den Weg machen. Das taten wir. So sind wir dahin gekommen, wohin wir wollten. Wir haben den Weg gemacht. Er war nicht da.«

»Aber warum sagtest du, dass wenn jemand nicht weiß, was kommt, er nach hinten schauen sollte? Nicht deswegen, um den Weg zurück zu finden?«, fragte ich.

»Nein«, antwortete der Alte Antonio. »Nicht um den Weg zu finden. Um zu schauen, wo du vorher warst, was passiert ist und was du wolltest.«

»Wie bitte?«, fragte ich schon ohne Scham.

»Nun ja. Indem du zurückschaust, merkst du, wo du bist. Oder anders gesagt, du kannst den Weg sehen, den du irrtümlicherweise zurückgelegt hast. Indem du zurückschaust, merkst du, dass das, was du wolltest, den Weg zurück zu finden war, und das war es, was du sagtest, dass wir den Weg zurück finden müssten. Und hier liegt das Problem. Du hast dich auf die Suche nach einem Weg gemacht, den es nicht gibt. Er musste gemacht werden.« Der Alte Antonio lächelte zufrieden.

»Aber warum sagst du dauernd, dass wir den Weg gemacht hätten? Du hast ihn gemacht, ich bin nur hinter dir hergegangen«, sagte ich ein wenig unbehaglich.

»Nein«, sagte der Alte Antonio weiter lächelnd. »Ich habe ihn nicht allein gemacht. Du hast dazu beigetragen, denn ein ganzes Stück bist du vorangegangen.«

»Ah! Aber dieser Weg war falsch gewesen«, unterbrach ich ihn.

»Nun ja. Er war nützlich, weil er falsch war. So wussten wir, dass wir ihn nicht erneut zu gehen brauchten, oder anders gesagt, er führte uns wohin, wohin wir nicht wollten, und so konnten wir einen anderen Weg wählen, der uns dorthin brachte, wohin wir wollten«, sagte der Alte Antonio.

Ich schaute ihn eine ganze Weile an und wagte mich dann

weiter vor: »Du wusstest also auch nicht, ob der Weg, den du eingeschlagen hast, uns hierherbringen würde?«

»Nein, nur durch Gehen kommst du an. Mit Arbeit, kämpfend. Das ist dasselbe. So sagten es die erhabensten Götter, die, die die Welt erschufen, die Ersten.«

Der Alte Antonio steht auf. »Und vieles andere mehr haben sie gesagt, zum Beispiel, dass man manchmal darum kämpfen muss, arbeiten zu dürfen, und manchmal dafür arbeiten, dass man kämpfen kann«, sagt der Alte Antonio, der wie man sieht die Dialektik ebenso geschickt beherrscht wie die Machete.

So ging ich hinter dem Alten Antonio her, in dieser Nacht vor zehn Jahren. Sagte ich, dass ich dem Alten Antonio hinterherging? Dann habe ich gelogen. Ich bin nicht hinter ihm hergegangen, ich bin mit ihm gegangen. Und so war es in dieser Nacht, der Nacht vor zehn Jahren.“

*Elena Poniatowska, Oktober 1997*

*(Übersetzung: Danuta Sacher)*

# 1. Die Maismenschen

Als die Welt noch schlief und nicht erwachen wollte, versammelten sich die großen Götter, um ihre Arbeit abzusprechen. Und so einigten sie sich darauf, Erde, Männer und Frauen zu erschaffen. In ihrer Mehrheit waren die Götter der Meinung, dass dies ihre Aufgabe sein sollte – das Erschaffen von Erde und Menschheit. Sie nahmen sich vor, die Menschen besonders schön und hart zu machen. Die ersten Menschen, die sie erschufen, waren aus Gold. Die Götter waren sehr zufrieden mit den Goldmenschen, denn sie waren glänzend und stark. Aber bald bemerkten sie, dass sich diese Menschen nicht bewegten, nie liefen oder arbeiteten sie, denn sie waren viel zu schwer.

Die Götter versammelten sich erneut, um über eine Lösung des Problems zu beraten. Sie kamen überein, eine andere Art Mensch zu erschaffen, dieses Mal aus Holz. Die Haut dieser neuen Menschen war holzfarben. Sie arbeiteten und wanderten viel. Und wieder waren die Götter zufrieden. Gerade als sie begannen, richtig glücklich über ihre Entscheidung zu sein, wurde ihnen aber klar, dass die Goldmenschen die Holzmenschen zwangen, sie zu tragen und für sie zu arbeiten.

Jetzt sahen die Götter, dass sie einen großen Fehler gemacht hatten, und wieder mussten sie eine Lösung finden. Sie kamen zu dem Schluss, Menschen aus Mais zu erschaffen, gute Menschen, wahrhafte Männer und Frauen. Die Götter legten sich daraufhin zum Schlafen nieder und überließen es den Maismenschen, den wahrhaften Männern und Frauen, die Situation auf der Erde zu verbessern. Die Maismenschen sprachen die wahrhafte Sprache, in der sie sich einigen konnten, und sie gingen in die Berge, um den richtigen Weg für alle Menschen zu finden.

Der Alte Antonio erzählte mir, dass die Goldmenschen die Reichen sind, die mit weißer Haut, und dass die Holzmenschen die Armen sind, die mit brauner Haut, die immer die Reichen tragen und für sie arbeiten. Und beide, die Goldmenschen und

die Holzmenschen, warten auf die Menschen aus Mais, die Ersteren mit Angst, die Zweiten mit Hoffnung. Ich fragte den Alten Antonio, welche Hautfarbe die Maismenschen hätten. Daraufhin zeigte er mir mehrere Maissorten in verschiedenen Farben. Er erzählte mir, dass sie alle Hautfarben hätten, aber niemand es genau wüsste, denn die Maismenschen, die wahrhaften Männer und Frauen, hätten kein Gesicht.

Vor nicht langer Zeit ist der Alte Antonio gestorben. Ich hatte ihn vor zehn Jahren in einem Dorf tief in der Selva kennengelernt. Er rauchte ununterbrochen, und wenn ihm einmal die Zigaretten ausgingen, bat er mich um Tabak und drehte sich eine Zigarette mit der Hand. Neugierig betrachtete er meine Pfeife, und als er sie sich einmal ausleihen wollte, hielt er gleichzeitig seine selbst gedrehte Zigarette in der Hand und gab mir wortlos zu verstehen, dass er seine Art zu rauchen vorzog.

Vor ungefähr zwei Jahren, im Jahr 1992, war ich mit dem Schreiben vieler Kommunikés beschäftigt. Viele Treffen fanden statt, um zu entscheiden, ob der Krieg bereits losgehen sollte. Damals kam ich auch in das Dorf, in dem der Alte Antonio wohnte. Antonios Sohn kam auf mich zu, wir gingen spazieren und überquerten Weidefläche und Kaffeefelder. Während die Gemeinde über den möglichen Beginn des Krieges diskutierte, packte mich der Alte Antonio am Arm und führte mich zum Fluss, etwa hundert Meter vom Dorfzentrum entfernt. Es war im Monat Mai. Der Fluss war grün und wies eine leichte Strömung auf. Der Alte Antonio setzte sich schweigend auf einen Baumstamm. Nach kurzer Zeit begann er zu sprechen: »Siehst du das? Alles ist ruhig, es scheint, als würde nichts passieren.«

»Mmhh«, antwortete ich, wohl wissend, dass er weder ein Ja noch ein Nein von mir erwartete. Daraufhin zeigte er auf den Gipfel des nahe gelegenen Berges. Die grauen Wolken hatten sich auf seiner Kuppe niedergelassen, und die Blitze verbrannten das diffuse Blau der Hügel.

Das sah nach einem kräftigen Sturm aus, aber auch so weit entfernt und deswegen harmlos erscheinend, dass der Alte

Antonio begann, sich eine Zigarette zu drehen und erfolglos ein Feuerzeug in seinen Hosentaschen zu suchen, denn er besaß keines. Mir blieb genug Zeit, ihm das meinige entgegenzustrecken.

»Wenn unten im Tal alles ruhig ist, gibt es in den Bergen ein heftiges Gewitter, und die Rinnsale werden immer stärker und machen sich auf in Richtung Tal«, sagte er nach einem tiefen Zug an seiner Zigarette. In der Regenzeit ist dieser Fluss wild, wie ein schlammiges Ungeheuer, das über die Ufer hinausgreift. Seine Stärke kommt nicht von dem vielen Regenwasser, das in sein Flussbett fällt, es sind die Rinnsale, die von den Bergen kommen und ihn nähren. Er zerstört, gleichzeitig schenkt der Fluss neues Leben, aus seinem Wasser erwachsen Mais, Bohnen und Zuckerrohr für das bescheidene Mahl.«

»So ist unser Kampf«, spricht er zu mir und zu sich selbst. »In den Bergen wird die Kraft geboren, aber man sieht sie nicht, bevor sie unten ankommt.« Er antwortet auf meine Frage, ob er glaubt, dass es bereits Zeit sei, mit dem Krieg zu beginnen: »Es ist die Zeit, in der der Fluss seine Farbe ändert.«

Der Alte Antonio schweigt und zieht sich an meiner Schulter hoch, um sich aufzurichten. Langsam kehren wir zum Dorf zurück. Er sagt zu mir. »Ihr seid die Rinnsale, wir sind der Fluss. Ihr müsst zu uns herunterkommen, jetzt!«

Wieder ist Stille. Wir erreichen die Hütte, als die Dämmerung anbricht. Antonios Sohn bringt uns die schriftliche Erklärung der DorfbewohnerInnen, in der geschrieben steht: »Männer, Frauen und Kinder kamen in der Schule unserer Gemeinde zusammen, und alle fragten ihr Herz, ob die Stunde für den Beginn des Krieges um unsere Freiheit gekommen sei. Wir teilten uns in drei Gruppen auf, um zu diskutieren, die Gruppe der Frauen, die der Kinder und die der Männer. Dann versammelten wir uns wieder in unserer kleinen Schule. In unserer Mehrheit sind wir der Ansicht, dass der Krieg jetzt beginnen soll, denn Mexiko ist dabei, sich an das Ausland zu verkaufen. Der Hunger klopft an die Tür, doch wir werden niemals aufgeben, Mexikaner zu sein. Zu diesem Schluss sind wir gekommen, 12 Männer, 23 Frauen und 8 Kinder, die alt genug sind,

ihre eigene Meinung zu haben. Unterschrieben haben alle, die schreiben können, die anderen unterzeichneten mit ihrem Fingerabdruck.«

Ich verließ das Dorf im Morgengrauen. Der Alte Antonio war nicht da, sehr früh schon war er an den Fluss gegangen.

Vor zwei Monaten besuchte ich den Alten Antonio wieder. Er sagte nichts, als er mich sah. Ich setzte mich neben ihn und begann, Maiskolben auszukörnen.

»Der Fluss ist angeschwollen«, sagte er nach kurzer Zeit.

»Ja«, erwiderte ich. Ich erklärte Antonio die Geschichte mit der Befragung in den Dörfern und gab ihm die Dokumente, auf denen unsere Forderungen und die Antworten der Regierung geschrieben standen. Wir sprachen über die Vorkommnisse in Ocosingo, und wieder verließ ich das Dorf erst im Morgengrauen. An einer Wegbiegung erwartete mich der Alte Antonio. Er nahm mich zur Seite. Ich setzte meinen Rucksack ab und suchte meinen Tabak, um ihm etwas davon anzubieten.

»Im Moment nicht«, sagte er und wies meinen Tabakbeutel zurück. Ich trennte mich von der Karawane, und er führte mich zum Fuße eines Ceiba-Baumes.

»Erinnerst du dich an das, was ich dir von den Rinnsalen in den Bergen und vom Fluss erzählte«, fragte er mich.

»Ja«, antwortete ich im gleichen murmelnden Ton.

»Eine Sache vergaß ich dir zu erzählen«, erwiderte Antonio und betrachtete seine barfüßigen Zehenspitzen. Ich schwieg. »Die Rinnsale ...« – ein Hustenanfall lässt seinen Körper beben, er schnappt nach Luft und fährt fort: »Die Rinnsale ... wenn sie die Berge hinabfließen« – wieder ein Hustenanfall, und ich rufe den Sanitäter aus unserer Karawane. Antonio aber lehnt es ab, sich von dem Arzt des Roten Kreuzes behandeln zu lassen. Der Arzt schaut mich an, und ich gebe ihm zu verstehen, dass er sich zurückziehen soll.

Der Alte Antonio wartet, bis der Rucksack mit Medikamenten außer Sichtweite ist und fährt im Halbdunkel fort: »Die Rinnsale können nur unter der Erde umkehren, wenn sie einmal vom Berg herabgeflossen sind.«

Gleich darauf umarmt er mich und läuft eilig davon. Ich blei-

be zurück und beobachte, wie sich sein Schatten entfernt, entzünde meine Pfeife und setze den Rucksack auf. Schon wieder auf dem Pferd sitzend, kehrt die Szene vor meinen Augen wieder. Ich weiß nicht genau, was es war, es war noch immer sehr dunkel, aber mir erschien, als ob der Alte Antonio geweint hätte.

Gerade erhalte ich einen Brief von Antonios Sohn mit der Antwort seines Dorfes auf die Vorschläge der Regierung. In dem Brief berichtet er mir, dass der Alte Antonio plötzlich sehr krank geworden sei und der Alte nicht gewollte habe, dass ich davon wüsste. Letzte Nacht sei er gestorben. Als sie darauf gedrängt hatten, mich zu informieren, habe der Alte Antonio nur gesagt: »Nein, ich habe alles gesagt, was ich ihm sagen wollte. Lasst ihn zufrieden, er hat viel zu tun.«

Um die Geschichte zu einem Ende zu bringen, erzähle ich von der sechsjährigen Toñita. Sie hat ganz löchrige Zähne. Vor Kurzem sagte sie mir ganz feierlich, dass sie mich sehr wohl lieb habe, mir aber keine Küsse mehr geben wolle, denn »es pikt so sehr«. Rolando hat mir erzählt, dass sie jedes Mal, bevor sie zur Gesundheitsstation gehen muss, fragt, ob der Sub auch da sei. Ja, der Sub ist da, wird ihr geantwortet. Daraufhin geht sie nicht zum Krankenhaus. »Dieser Sub will immer geküsst werden, aber das pikt zu sehr«, lautet die unanfechtbare Logik einer Sechsjährigen mit löchrigen Zähnen. Sie lebt im Innern des Belagerungsringes und trägt den Namen Toñita.

Jetzt beginnen die ersten wohlwollenden Regengüsse. Zum Glück, denn wir dachten schon, wir müssten auf die Lastwagen der Aufstandsbekämpfungseinheiten warten, um Wasser zu erbeuten.

Ana María erzählt, dass der Regen von den Wolken kommt, die sich auf den Gipfeln der Berge streiten. Sie beginnen mit ihrem wilden Kampf, mit ihren Donnern und Blitzen auf dem Gipfel des Berges.

Bewaffnet mit einer Unmenge von Geist kämpfen die Wolken um das Privileg, zu sterben und sich in Regen zu verwandeln, um die Erde zu ernähren. So sind auch wir, wie die Wolken ohne Antlitz, wie sie ohne Namen, ohne jeglichen Verdienst,

wie sie kämpfen wir um das Privileg, Samenkorn in der Erde zu sein.

Einverstanden. Gesundheit und einen Regenmantel (gegen den Regen und die Aufstandsbekämpfungseinheiten)  
Aus den Bergen des Südosten Mexicos  
Subcomandante Insurgente Marcos

*(Brief an die Presse vom 28. Mai 1994)*

*(Übersetzung: Dorothea Schütze)*

## 2. Der Löwe und der Maulwurf

Ich soll einer Toñita eine Geschichte erzählen, die mit ihrem Plüschkaninchen, das die Vertreter des Demokratischen Nationalkonvents geschickt haben, angibt, und von dem sie mir sagt, »es pikt nicht«.

Und ich tue so, als verstünde ich nicht, und beginne einfach eine Geschichte von 1985 zu erzählen, dem Jahr der Erdbeben und der gesellschaftlichen Auf- und Umbrüche (die, die zum Vorschein kommen, und die anderen):

Der Alte Antonio jagte einen Berglöwen (der dem amerikanischen Puma sehr ähnlich ist), bewaffnet mit seiner alten Chimba, einer Funken sprühenden Schrotflinte. Ich hatte mich ein paar Tage zuvor über seine Waffe lustig gemacht. »Diese Waffen haben sie benutzt, als Hernán Cortés Mexiko eroberte«, sagte ich ihm. Er verteidigte sich. »Ja, aber sieh doch, in wessen Händen sie heute ist.«

Jetzt löst er die letzten Stücke des Fleisches vom Fell, um es zu gerben. Er zeigt mir das Fell voller Stolz. Es hat nicht ein einziges Loch. »Mitten ins Auge«, belehrt er mich. »Das ist die einzige Art, damit das Fell keine Zeichen von Verletzung aufweist«, fügt er hinzu.

»Und was werden Sie jetzt mit dem Fell machen?«, frage ich. Der Alte Antonio antwortet mir nicht, er fährt schweigend fort, das Fell des Löwen mit seiner Machete abzuschaben. Ich setze mich neben ihn, und nachdem ich die Pfeife gestopft habe, versuche ich, ihm eine Zigarette zu drehen. Ich reiche sie ihm wortlos, er begutachtet sie und macht sie wieder auf. »Du musst noch lernen«, sagt er mir, während er sie erneut dreht. Wir setzen uns, um gemeinsam diese Rauchzeremonie abzuhalten.

Zwischen den Zügen beginnt der Alte Antonio die Geschichte zu spinnen:

»Der Löwe ist stark, weil die anderen Tiere schwach sind. Der Löwe frisst das Fleisch der anderen, weil die anderen sich

fressen lassen. Der Löwe tötet nicht mit den Krallen oder mit den Reißzähnen. Der Löwe tötet mit seinem Blick. Erst nähert er sich langsam ... lautlos, denn er hat Wolken in den Pfoten, die seine Laute dämpfen. Dann springt er und versetzt seinem Opfer einen Hieb, der es lähmt, mehr vor Überraschung als wegen der Heftigkeit.

Dann blickt er sie an. Er blickt seine Beute an. So« – der Alte Antonio runzelt die Stirn und nagelt mich mit seinen schwarzen Augen fest. »Das arme Tier, das sterben wird, schaut einfach nur zurück. Es blickt den Löwen an, der es anblickt. Das Tier sieht nicht mehr sich selbst, es sieht das, was der Löwe sieht, es sieht das Bild des Tieres im Blick des Löwen, es sieht, dass es im Blick des Löwen klein und schwach ist.

Das Tier hatte nie darüber nachgedacht, ob es klein und schwach war. Es war einfach ein Tier, weder groß noch klein, weder stark noch schwach. Aber jetzt sieht es in dem Blick, mit dem der Löwe es anstarrt, die eigene Angst. Und indem es sieht, wie es gesehen wird, überzeugt sich das Tier, ganz von allein, dass es klein und schwach ist. Und in der Angst, von der es sieht, dass der Löwe sie sieht, hat es Angst. Und dann sieht das Tier nichts mehr, ihm erstarren die Knochen, so wie wenn uns in den Bergen des Nachts, wenn es kalt ist, das Wasser erwischt. Und dann ergibt sich das Tier einfach so, es gibt sich auf, und der Löwe verschlingt es ohne Mitleid. So tötet der Löwe. Er tötet mit dem Blick. Aber es gibt ein Tier, das sich nicht so verhält, das den Löwen ignoriert, wenn er sich ihm in den Weg stellt, und das so fortfährt, als sei nichts geschehen, und wenn der Löwe es schlägt, antwortet es mit einem Prankenhieb seiner Pfötchen, die klein sind, aber das Blut, das fließt, schmerzt. Und dieses Tier überlässt sich nicht dem Löwen, weil es nicht sieht, dass es angesehen wird – es ist blind. »Maulwürfe« werden diese Tiere genannt.«

Es scheint, als habe der Alte Antonio seine Erzählung beendet. Ich wage ein »Ja, aber ...«. Der Alte Antonio lässt mich nicht fortfahren, er erzählt die Geschichte weiter, während er eine neue Zigarette dreht. Er tut es langsam, unterbricht immer wieder, um mich anzusehen und zu prüfen, ob ich zuhöre.

»Der Maulwurf wurde blind, weil er statt nach außen zu sehen begann, sein Herz zu betrachten. Er ist einfach dabei geblieben, in sich hineinzuschauen. Und niemand weiß, wie der Maulwurf darauf gekommen ist, in sich hineinzuschauen. Und da ist, einfach aus Sturheit, dieser Maulwurf dabei, sein Herz zu betrachten, und dann kümmert er sich nicht um Starke oder Schwache, um Große oder Kleine, denn das Herz ist das Herz, und es wird nicht so gemessen, wie die Dinge und die Tiere gemessen werden.

Und diese Fähigkeit, in sich hineinzublicken, hatten nur die Götter, und deshalb haben die Götter den Maulwurf bestraft und haben ihn nicht mehr nach außen sehen lassen. Außerdem verurteilten sie ihn dazu, unter der Erde zu leben und zu laufen.

Darum lebt der Maulwurf unter der Erde, weil die Götter ihn bestraften. Und dem Maulwurf tat es nicht einmal leid, denn er blickte weiterhin in sich hinein. Und darum hat der Maulwurf keine Angst vor dem Löwen. Und auch jener Mensch hat keine Angst vor dem Löwen, der es vermag, sein Herz zu betrachten. Denn der Mensch, der es vermag, sein Herz zu betrachten, sieht die Kraft des Löwen nicht. Er sieht die Kraft seines Herzens, und dann blickt er den Löwen an, und der Löwe sieht, dass der Mensch ihn ansieht, und der Löwe sieht in dem Blick des Menschen, dass er nur ein Löwe ist, und der Löwe sieht sich, wie er gesehen wird, und hat Angst und rennt fort.«

»Und, haben Sie Ihr Herz betrachtet, um diesen Löwen zu töten?«, unterbreche ich. Er antwortet: »Ich? Nein, Mann, ich habe das Visier meiner Chimba im Auge gehabt und das Auge des Löwen, und dann habe ich schon abgedrückt – an das Herz habe ich nicht einmal gedacht.« Ich kratze mich am Kopf, wie – so habe ich es gelernt – diejenigen es hier tun, die etwas nicht verstehen.

Der Alte Antonio richtet sich langsam auf, nimmt das Fell und untersucht es sorgfältig. Dann rollt er es ein und reicht es mir. »Nimm«, sagt er. »Ich schenke es dir, damit du nie vergisst, dass man den Löwen und die Angst tötet, wenn man weiß, wohin man schauen muss ...«

Der Alte Antonio dreht sich um und geht in seine Hütte. In der Sprache des alten Antonio heißt das. »Das war alles. Auf Wiedersehen.« Ich packte das Fell des Löwen in eine Plastiktüte und ging ...

Toñita machte dasselbe und ging mit dem besagten Plüschkaninchen, »das nicht pikt«.

Das war die Geschichte vom alten Antonio und dem Löwen. Ich habe das Fell des Löwen fortan bei mir getragen, darin war die Fahne eingewickelt, die wir dem Demokratischen Nationalkonvent übergeben haben. Wollt ihr auch das Fell?

Noch einmal. Gesundheit und ein Spiegel von denen, die dazu dienen, nach innen zu blicken ...

*(Aus dem Kommuniqué der Zapatisten nach den Wahlen, August 1994)*

*(Übersetzung: Annette von Schönfeld)*

### 3. Die Geschichte von den Mützenmasken

Toñita hat sich entschieden, einen Olote (einen entkörnten Maiskolben) zu adoptieren und das unglückselige Kaninchen wegzuworfen, das im Schlamm nicht leben kann. Toñita kommt und fragt nach einer Geschichte.

Wie ich sehe, kümmert es sie überhaupt nicht, dass ich gerade schreibe, und sie setzt sich, mit ihrem Olote, Entschuldigung, ihrer Puppe im Arm. Ich beginne über eine Ausflucht nachzudenken, aber Toñita macht keine Anstalten, etwas Anderes zu akzeptieren als eine Geschichte.

Ich seufze und zünde die Pfeife an, um Zeit zu gewinnen. Zwischen Rauchwolken beginne ich zu erzählen:

Nacht, Regen, Kälte. Dezember 1984.

Der Alte Antonio betrachtet das Licht. Auf der Feuerstelle wartet das Feuer umsonst auf das Fleisch der Hirschkuh, die wir ohne Erfolg gejagt hatten.

Im Feuer tanzen und sprechen die Farben. Der Alte Antonio schaut ins Feuer und lauscht. Vom Zirpen der Grille und dem Knistern des Feuers kaum zu unterscheiden, weben die Worte des Alten Antonio eine sehr alte Geschichte aus der Zeit, als unsere Ältesten und die Alten von heute noch nicht geboren waren und das Feuer still war, wie in dieser Nacht, aber zehn, hundert, tausend, eine Million Nächte vor dieser, ohne Wildbret, kalt und regnerisch, ohne irgendjemanden, der uns gestört hätte:

Am Anfang war das Wasser der Nacht. Alles war Wasser, Nacht war alles. Wie Verrückte gingen die Götter und die Menschen, stießen sich an und torkelten wie alte Trinker. Es gab kein Licht, um den Weg zu sehen, es gab kein Land, um die Müdigkeit und die Liebe zu betten. Es gab kein Land und kein Licht, nicht gut war die Welt.

Und so stießen die Götter in der Nacht, im Wasser gegeneinander, wurden wütend und begannen zu fluchen. Gewaltig war

der Zorn der Götter, denn gewaltig waren die Götter. Und die Männer und Frauen, reines Ohr, reine Tzots', Fledermausmänner und -frauen, versteckten sich vor dem Lärm des gewaltigen Zorns der Götter. So blieben die Götter allein, und als ihr Zorn verraucht war, bemerkten sie, dass sie allein waren, und groß war ihr Schmerz darüber, allein zu sein, und so traurig, wie sie waren, begannen die Götter zu weinen. Enorm waren ihre Tränen, denn ohne die Männer und Frauen waren die Götter allein. Und Träne um Träne, Schluchzer um Schluchzer floss mehr Wasser ins Wasser, es gab kein Entrinnen, denn die Nacht und das Wasser dauerten an und füllten sich mit immer mehr Wasser und Nacht aus dem geweinten Schmerz der Götter. Und den Göttern wurde kalt, denn wenn man allein ist, spürt man die Kälte, und mehr noch, wenn alles Wasser der Nacht ist. Und so dachten die Götter darüber nach, wie sie zu einer Übereinkunft kommen könnten, damit sie nicht mehr allein wären, damit die Fledermausmänner und -frauen aus ihren Höhlen kommen würden, damit das Licht käme, den Weg zu erleuchten, und die Erde, um die Liebe und die Müdigkeit zu betten. So kamen die Götter überein, gemeinsam zu träumen, und so kamen sie in ihren Herzen überein, das Licht und die Erde zu träumen. Sie begannen, das Feuer zu träumen, und ergriffen die Stille, die vorbeizog, und träumten ein Feuer, und inmitten der Stille des Wassers der Nacht, das alles füllte, im Kreis der Götter, erschien eine Wunde, ein kleiner Kratzer über dem Wasser der Nacht, ein kleines Wort, das sich groß tanzte und klein machte und lang streckte und sich dick und dünn machte und sich in die Mitte der Götter tanzte, derer sieben waren. Jetzt sahen sie, dass sie sieben waren, sie sahen sich, und sie machten sich daran, sich zu zählen und kamen bis sieben, denn sieben waren die erhabensten Götter, die Ersten. Dann begannen die Götter schnell, diesem Wörtchen, das da in ihrer Mitte tanzte, schweigend tanzte, ein Haus zu bauen. Und sie begannen ihm weitere Wörtchen hinzuzureimen, die in ihren Träumen erschienen, und ›Feuer‹ nannten sie diese Wörter, die tanzten und jetzt schon gemeinsam sprachen, und sie brachten die Erde herbei und das Licht um das Feuer, und

die Fledermausmänner und -frauen kamen aus ihren Höhlen und wunderten sich, sahen sich, berührten sich, liebten sich, und es gab Licht und Erde. Man konnte den Weg sehen, und die Liebe und die Müdigkeit betteteten sich ... im Licht ... auf der Erde. Die Götter sahen sie nicht, denn sie hatten sich alle zur Versammlung zurückgezogen, waren in ihrer Hütte und kamen nicht heraus, und niemand durfte hinein, denn die Götter waren dabei, sich zu einigen. Und in der Hütte der Götter einigten sie sich, dass das Feuer nicht ausgehen solle, denn das Wasser der Nacht sei viel und wenig das Licht und die Erde.

Man einigte sich, das Feuer nach oben zu bringen, zum Himmel, damit das Wasser der Nacht nicht herankäme. Und sie ließen den Fledermausmännern und -frauen sagen, dass sie sich in ihren Höhlen aufhalten sollten, denn sie würden das Feuer nach oben bringen, zum Himmel, sagten sie. Die Götter saßen im Kreis um das Feuer herum und diskutierten, wer das Feuer zum Himmel bringen und unten sterben müsse, um oben zu leben, und die Götter konnten sich nicht einigen, denn sie wollten unten nicht sterben.

So sagten die Götter, es solle der weißeste Gott gehen, denn er sei der schönste, und so würde das Feuer dort oben wunderschön sein, aber der weiße Gott war feige, er wollte nicht sterben, um zu leben, und so sagte der schwärzeste und hässlichste der Götter namens Ik', dass er das Feuer nach oben bringen werde.

Er nahm das Feuer und verbrannte sich mit dem Feuer und wurde schwarz, dann grau und weiß und gelb und orange, später rot, wurde dann Feuer und erhob sich knisternd bis zum Himmel. Dort blieb er, rund, manchmal gelb, manchmal orange, rot, grau, weiß und schwarz. ›Sonne‹ nannten ihn die Götter, und es gab mehr Licht, um mehr Wege zu sehen, und mehr Erde kam. Das Wasser der Nacht rückte zur Seite, und der Berg kam.

Der weiße Gott war voller Reue, er weinte viel, und da er so viel weinte, sah er seinen Weg nicht, stieß sich und fiel ins Feuer und stieg auch zum Himmel auf, aber sein Licht war trauriger, weil er so viel über seine Feigheit weinte, und ein

trauriger Feuerball, blass wie die Farbe des weißen Gottes, blieb an der Seite der Sonne, und die Götter nannten diesen weißen Ball ›Mond‹.

Aber Sonne und Mond waren einfach nur da, sie bewegten sich nicht. Die Götter sahen sich traurig an, ihre Scham war groß, und so warfen sie sich alle ins Feuer. Da begann die Sonne zu gehen, und der Mond folgte ihr, um sie um Verzeihung zu bitten, sagt man. Und es gab Tag und Nacht, und die Fledermausmänner und -frauen kamen aus ihren Höhlen und bauten ihre Hütte nahe beim Feuer und waren immer mit den Göttern, Tag und Nacht, am Tag mit der Sonne und mit dem Mond bei Nacht. Was dann kam, war nicht mehr der Wille der Götter, denn sie waren gestorben – um zu leben ...

Der Alte Antonio zieht mit seinen Händen einen Zweig aus der Feuerstelle. Er legt ihn auf den Boden.

»Sieh dir das an«, sagt er zu mir. Von rot nimmt der Zweig den umgekehrten Weg des schwarzen Herren der Geschichte: orange, gelb, weiß, grau, schwarz. Noch warm, heben ihn die schwieligen Hände des Alten Antonio auf, und er überreicht ihn mir. Ich versuche so zu tun, als verbrenne ich mich nicht, aber ich lasse ihn fast augenblicklich fallen. Der Alte Antonio lächelt und hustet, hebt ihn erneut vom Boden auf und taucht ihn in einen Krug voll Regenwasser, voll Wasser der Nacht. Schon kalt, gibt er ihn mir erneut.

»Nimm, und denk daran, dass das schwarz verdeckte Gesicht das Licht und die Wärme versteckt, die dieser Welt fehlen«, sagt er und sieht mich weiter an.

»Gehen wir«, fügt er hinzu, während er aufsteht und sagt: »In dieser Nacht wird die Hirschkuh nicht kommen, am Futterplatz sind keine Hufspuren.«

Ich mache mich daran, das Feuer zu löschen, der Alte Antonio sagt mir, seinen kleinen Rucksack schon über der Schulter und die Flinte in der Hand: »Lass nur. Bei dieser Kälte ist sogar die Nacht für ein bisschen Wärme dankbar ...«

Wir gingen beide schweigend. Es regnete und wirklich, es war kalt ...

Eine andere Nacht, ein anderer Regen, eine andere Kälte. Der 17. November 1993. Der zehnte Jahrestag der Gründung der EZLN. Der Generalstab der Zapatisten schart sich ums Feuer. Die Pläne sind fertig und die taktischen Details ausgearbeitet. Die Truppe hat sich schlafen gelegt, nur die Offiziere mit Majorsrang sind wach geblieben. Auch der Alte Antonio ist da, er ist der Einzige, der alle zapatistischen Posten passieren und überall hindurch kann, ohne dass irgendjemand es wagen würde, ihn aufzuhalten. Die offizielle Sitzung ist zu Ende, jetzt werden zwischen Scherzen und Anekdoten Pläne und Träume entworfen. Das Thema der verdeckten Gesichter kommt auf, ob Halstücher, ob Augenmasken, ob Karnevalsmasken. Sie sehen mich an.

»Mützenmasken«, sage ich ihnen.

»Und wie machen wir Frauen das mit den langen Haaren?«, fragt und protestiert Ana María.

»Sollen sie die Haare abschneiden«, sagt Alfredo.

»Kommt überhaupt nicht in Frage. Was denkst du? Ich finde, sie sollen sogar Röcke tragen«, sagt Josué.

»Soll doch deine Großmutter Röcke tragen«, antwortet Ana María.

Moisés sieht schweigend zum Dach hinaus und unterbricht die Diskussion mit einem: »Und welche Farbe sollen die Mützenmasken haben?«

»Braun – wie die Militärmütze«, sagt Rolando. Jemand anders sagt: »Grün.«

Der Alte Antonio macht mir ein Zeichen, ich entferne mich von der Gruppe.

»Hast du den Zweig von neulich nachts?«, fragt er.

»Ja, im Rucksack«, antworte ich.

»Hol ihn«, sagt er und geht zur Gruppe ans Feuer. Als ich mit dem Zweig zurückkomme, sitzen alle schweigend, und der Alte Antonio sieht starr ins Feuer, wie in der anderen Nacht der Hirschkuh. »Hier ist er«, sage ich und gebe ihm den schwarzen Zweig in die Hand. Der Alte Antonio sieht mich fest an und fragt: »Erinnerst du dich?« Ich nicke schweigend. Der

Alte Antonio legt den Zweig mitten ins Feuer. Erst grau, weiß, gelb, orange, rot, Feuer. Der Zweig ist schon Feuer und Licht. Der Alte Antonio sieht mich an und entschwindet wieder durch den Nebel.

Wir sitzen weiter da und sehen den Zweig an, das Feuer, das Licht.

»Schwarz«, sage ich.

»Was?«, fragt Ana María.

Ich wiederhole, ohne meinen Blick vom Feuer zu wenden: »Schwarz, die Mützenmasken werden schwarz sein ...«

Niemand widersetzt sich.

Eine andere Nacht, ein anderer Regen, eine andere Kälte. 30. Dezember 1993. Die letzten Truppen beginnen ihren Marsch, um ihre Positionen einzunehmen. Ein Lastwagen bleibt im Schlamm stecken, die Kämpfer schieben, um ihn herauszuholen. Der Alte Antonio nähert sich mir mit einer kalten Zigarette im Mund. Ich gebe ihm Feuer und zünde die Pfeife mit dem Kopf nach unten an, eine Technik, die ich, vom Regen gezwungen, entwickelt habe.

»Wann?«, fragt der Alte Antonio.

»Morgen«, antworte ich und füge hinzu: »Wenn wir rechtzeitig ankommen ...«

»Es ist kalt«, sagt er und schließt die alte Wolljacke.

»Mmmh«, antworte ich. Er dreht sich noch eine Zigarette und sagt mir: »Ich brauche etwas Licht und Feuer diese Nacht.« Ich lächle, während ich ihm die schwarze Mützenmaske zeige. Er nimmt sie in seine Hände, untersucht sie und gibt sie mir zurück. »Und der Zweig?«, fragt er.

»Ist Feuer geworden in jener Nacht – nichts ist geblieben«, sage ich ihm traurig.

»So ist es«, sagt der Alte Antonio mit zitternder Stimme.

»Sterben, um zu leben«, sagt er und umarmt mich. Er wischt sich mit dem Ärmel über das Gesicht und murmelt: »Es regnet viel, mir sind sogar die Augen feucht geworden.«

Der Lastwagen ist losgekommen, und sie rufen mich, ich drehe mich um, um mich vom alten Antonio zu verabschieden.

Er war schon nicht mehr da ...

Toñita steht auf, um zu gehen. »Der Kuss fehlt«, sage ich. Sie nähert sich schnell, drückt mir den Olote an die Wange und rennt fort.

»Und was war das?«, protestiere ich. Sie antwortet lachend: »Das ist der Kuss für dich. Die Geschichte war für die Puppe, also hat sie dir den Kuss gegeben.« Sie rennt davon ...

*(Aus: Mexiko. Der lange Weg vom Schmerz zur Hoffnung, September 1994)*

*(Übersetzung: Annette von Schönfeld)*

## 4. Die Geschichte von der Nacht und den Sternen

Einige Kommuniqués mit Vorschlägen für die Diskussion auf der nächsten Sitzung des Demokratischen Nationalkonvents (CND) sollen rausgehen. Ich schaue sie gerade durch, als Tacho mir sagt, dass das Problem der CND sei, dass sie nicht kapiert hätten, dass eine neue Art von Organisation geschaffen werden müsse. »Eine ›moderne‹, wie sie heute sagen«, meint er. »Alle wollen Befehle geben, aber keiner will sie befolgen. In der CND gibt es nur Comandantes, es sollte aber auch Subcomandantes geben, Majore, Hauptmänner, Oberleutnants, einfache Truppe, Unterstützer. Aber alle wollen nur befehlen, ohne zu gehorchen. Wie wollen sie dem Volk etwas Neues anbieten, wenn sie nur wieder Altes wiederholen?«, fragt er mich.

Ich versuche eine Antwort zu finden, während ich mir die Pfeife anzünde, die Patronengurte zurechtrücke und niese (alles gleichzeitig). Tacho wartet nicht, bis ich dieses komplizierte Unterfangen beendet habe, und gibt sich selbst die Antwort: »Etwas Neues, Modernes ist nötig. So etwas wie wir, aber ohne Waffen und ohne Mützenmasken.« Tacho geht, um den Rest des CCRI zu holen. Sie sind zum Fest gekommen, das wir jeden 8. Oktober zu Ehren von Ernesto Che Guevara und unseren Toten feiern.

Ich bin noch ganz aufs Niesen konzentriert, als Heriberto und Eva ankommen, damit ich ihnen eine Ente mit Mützenmaske zeichne. »Mit Mützenmaske?«, frage ich zwischen zwei Niesern. »Na klar«, sagt Eva, die mit ihren vier Jahren meint, dass es keiner weiteren Erklärung bedarf.

Heriberto, drei Jahre, also schon im Vierten, ist verständnisvoller und schaut mich mitfühlend an, als er sagt: »Zeichne sie mit Mützenmaske, weil schließlich ist es ja eine zapatistische Ente.« »Ach so«, sage ich, als wenn ich kapiert hätte.

Meine Ente sieht aus wie eine Mützenmaske, und Eva beginnt, eine weinerliche Schnute zu ziehen. Heriberto sagt ihr,

sie solle nicht heulen. Der Sup werde ihr eine Geschichte erzählen, während er, Heriberto, dafür sorgen werde, dass die Mützenmaske der Ente besser aussehe.

Eva setzt sich neben mich, rückt aber weiter fort, als sie merkt, dass meine Nieser so feucht sind wie der Regen über Aguascalientes. Ich mache die Pfeife an, rücke die Patronengurte zurecht und – richtig geraten! – niese, während der Alte Antonio mir zuflüstert, was ich euch erzählen soll: Die Geschichte von der Nacht und den Sternen ...

Viele Nächte zuvor war alles Nacht. Der Himmel war ein großes dunkles Dach und traurig der Gesang der Männer und Frauen. Die Götter empfanden Mitleid ob des traurigen Gesanges der Männer und Frauen und setzten sich zusammen, um Rat zu halten. Denn die Götter hielten immer Rat über das, was zu tun sei. So haben es unsere Alten gelernt und wir auch: zu einem gemeinsamen Beschluss zu kommen und dann daran zu arbeiten.

Die Götter beschlossen, das Dach der Nacht fortzunehmen, damit das Licht darüber auf die Männer und Frauen scheine und ihr Gesang nicht mehr traurig sei. Und sie nahmen das Dach der Nacht fort, und das ganze Licht schien hernieder – es war sehr viel Licht, da die Nacht groß gewesen war und alles vom Fluss bis zu den Bergen bedeckt hatte. Die Männer und Frauen wurden blind von so viel Licht, und die Augen konnten gar nicht mehr ausruhen und die Körper auch nicht, da es immer hell war.

Die Männer und Frauen klagten über das starke Licht, das ihnen so viel Schaden zufügte, denn es waren Fledermausmänner und -frauen. Und die Götter merkten, dass nicht gut war, was sie getan hatten, denn sie waren nicht dumm und wussten zu beurteilen, wenn sie etwas Falsches beschlossen hatten. Und sie setzten sich erneut zusammen und fassten den neuen Beschluss, der Nacht das Dach wieder aufzusetzen, während sie gut über eine bessere Lösung nachdenken wollten. Ihre Beratung dauerte lange, und so dauerte auch die Nacht lange, und deshalb lernten die Fledermausmänner und -frauen sich in

der Nacht zu bewegen, ohne Licht, denn die Götter brauchten viel Zeit, um das Problem des großen Daches der Nacht zu lösen.

Später, als sie ein Einvernehmen erzielt hatten, gingen sie zu den Männern und Frauen und baten um Freiwillige für die Lösung des Problems. Die Götter sagten, dass die Freiwilligen kleine Lichtstückchen sein sollten, damit die Nacht nicht mehr so dunkel sei. »Sie werden Sterne sein«, sagten die Götter. Alle Männer und Frauen meldeten sich als Freiwillige, denn alle wollten Sterne sein, und keiner wollte länger Fledermausmann und -frau sein. Und so wurden alle Sterne und durchlöcher-ten das Dach der großen Nacht, und bald war nicht mehr ein Stückchen Dach der Nacht übrig, und alles war wieder blo-ßes Licht, und das Problem war nicht nur nicht gelöst, son-derm sogar schlimmer, weil das Dach der Nacht zerstört war und nichts das Licht aufhalten konnte, das überallhin strömte. Die Götter merkten es nicht, weil sie sich höchst zufrieden zur Ruhe geben hatten. In der Annahme, das Problem gelöst zu haben, waren sie zufrieden eingeschlafen.

Also mussten die Fledermausmänner und -frauen das Problem allein lösen, das sie selbst geschaffen hatten. Sie machten es wie die Götter und hielten Rat und merkten, dass es nicht hilft, wenn alle Sterne sein wollen, und dass einige erlöschen müssen, damit andere strahlen können. Eine große Diskussion ging los, denn keiner wollte verlöschen, und alle wollten strahlen und Sterne sein. Aber die wahrhaften Männer und Frauen, die mit dem Herzen in der Farbe der Erde – denn der Mais kommt aus der Erde – sagten, dass sie zu erlöschen bereit seien. Und so wurde die Nacht eine richtige Nacht, denn es gab Dunkelheit und es gab Licht, und so konnten die Sterne leuchten dank derer, die im Dunkeln wirkten. Ohne sie wä-ren wir alle blind geblieben. Die Götter erwachten und sahen, dass Nacht war und Sterne leuchteten und dass die Welt schön war, die sie geschaffen hatten. Sie zogen sich zurück in der Annahme, dass sie das Problem gut gelöst hatten. Aber weit gefehlt – es waren die Männer und Frauen, die einen guten Beschluss gefasst und ausgeführt hatten. Aber das wussten die

Götter nicht, weil sie schläfrig waren. Die Armen! Niemals erfuhren sie, wie die Sterne in Wirklichkeit geboren wurden und die Nacht, die das schützende Dach der wahrhaften Männer und Frauen ist. Und das war die Geschichte: Einige müssen im Dunkeln bleiben, damit andere leuchten können. Aber die Leuchtenden sind nur dank derer, die im Dunkeln wirken. Wenn es die nicht gibt, kann niemand leuchten ...

Heriberto sagt, er sei fertig damit, die Mützenmaske der Ente zu korrigieren. Das Blatt in seiner Hand ist ein einziger schwarzer Fleck. Eva verzieht das Gesicht wieder zu einem Weinen, denn jetzt ist weder eine Ente noch eine Mützenmaske, noch sonst was zu erkennen. Heriberto versucht sie davon zu überzeugen, dass seine Ente besser als die vom Sup sei.

»Aber es ist doch gar nichts zu sehen«, sagt Eva. »Die Zapatisten-Ente ist in der Nacht unterwegs, deshalb sieht man sie nicht«, sagt Heriberto und nimmt sie bei der Hand, um ihr zu zeigen, dass seine Ente in den Pfützen von Aguascalientes schwimmen kann, anders als die vom Sup, die Eisen auf dem Kopf hatte und bestimmt nicht schwimmen konnte. Arme Ente vom Sup. Eva entscheidet sich dafür, Heriberto zu folgen, und beide machen sich auf den Weg, um die nautischen Argumente von Heriberto zu überprüfen.

Also gut. Bleibt gesund und möge die Nacht sein, wie es sich gehört. Aus den Bergen des Südostens Mexikos  
Subcomandante Insurgente Marcos

P.S. (modernes): Bevor ich dies ausdrücke, kommt Tacho und sagt mir: »Sag' denen von der CND, dass wir ihnen einen Kurs geben, wenn sie wollen, einen Kurs in politischer Bildung – eben darüber, wie man eine neue, moderne Organisation aufbaut.« Er wird nachdenklich und fragt mich: »Glaubst du, dass diese großen Köpfe eine Lektion von uns akzeptieren würden?«

Ich antworte mit einem Nieser. »Egal, schreib' einen Zusatz, dass sie zu einem Kurs zu uns kommen sollen.« Tacho geht wieder fort, um mit einem Abgesandten des Roten Kreuzes zu reden. Ich verstecke mich, denn Heriberto kommt zurück und

will, dass ich ihm einen Truthahn mit Mützenmaske zeichne. Ein Nieser verrät mich ...

P.P.S.: Aus vergangenen Irrtümern lernen: Der zapatistische Truthahn geriet mir seeehr hübsch. Ich gab ihm dieses Mal eine Mützenmaske aus Wolle, zeichnete ihm eine Schwimmweste und stattete ihn mit zwei Sauerstoffgeräten zum Tauchen aus, falls Heriberto einen erneuten Vorwand finden sollte, mein Bild zu versenken. Es heißt, dass Aguascalientes am 12., 13., 14. und 15. Oktober erneut in See stechen soll. Wir haben vor, in Spanien einzufallen. Der Mist ist, dass der Linienstreit in der EZetaeLeNe weitergeht: Einige wollen im Hafen von Palos landen, andere auf den Kanarischen Inseln. Ich habe ihnen gesagt, dass Haiti viel näher liegt und jetzt die »friedlichen« Invasionen in Mode sind. Wie auch immer, wir werden zu diesem Termin die Anker lichten. Ihr seid eingeladen. Bringt Taschentücher mit, denn ... haaatschi! Danke (erleichtertes Aufatmen).

P.P.P.S.: Die Niederlage wiederholt sich: Heriberto schaut den Truthahn an, den ich ihm gemalt habe, und sagt: »Du glaubst wirklich, dein Truthahn funktioniert? Hast du etwa nicht gesehen, dass das Wasser schon ziemlich flach ist? Mit so viel Zeugs wird der Truthahn im Schlamm stecken bleiben und sterben, weil er nichts essen kann, und Eva wird weinen und ...« Dann flüstert er mir ins Ohr, dass ich mir keine Sorgen machen solle, denn Eva sei gerade nicht da, und er werde das mit dem Truthahn in Ordnung bringen, damit Eva nicht weine. Ich niese. Heriberto ist mit dieser Antwort zufrieden und zieht los, um das mit dem Truthahn zu regeln. Tacho kommt, um mir zu sagen, dass ab dem 8. Oktober das Solidaritäts-Krankenhaus »Carpesino-Krankenhaus General Emiliano Zapata/Che Guevara« heißen soll. Ein Name so groß wie die Last, die wir auf unseren Rücken tragen ...

*(Marcos zur Diskussion innerhalb der CND, 6. Oktober 1994)*

*(Übersetzung: Danuta Sacher)*

## 5. Die Geschichte von den Farben

Ich schimpfe Heriberto aus, weil er meiner Meinung nach eine Gruppe von Ameisen ärgert, die sich selbst zu Blattschneiderinnen ernannt haben und in Konsequenz dessen Orangenblattstückchen davonschleppten. Heriberto zieht eine Schnute und fährt mich an: »Hab' denen ja gar nichts getan, sie nur gestreichelt.« Er dreht sich auf dem Absatz um und geht raus aus der Kommandantur. Nach einem ihm angemessen erscheinenden Abstand beginnt die Heulerei. Ana María nimmt ihn bei der Hand und zieht ihn zur Seite. Kurz darauf sehe ich sie auf mich zukommen.

»Es gibt Sturm«, sagt Moy und zieht sich klugerweise zurück.

»Warum hast du Heriberto ausgeschimpft?«, setzt mir Ana María schon vom Fuß des Hügelchens aus zu, auf dem die Kommandantur liegt.

»Er hat die Ameisen geärgert«, verteidige ich mich.

»Haben wir uns vielleicht wegen der Ameisen in Waffen erhoben?«, fragt Ana María, die Arme in die Seiten stemmend.

Ich stecke die Pfeife an und sage – wobei ich das kleine Teekännchen betrachte, das von allen guten Geistern verlassen ist: »Nein, nicht wegen ihnen, aber auch für sie.«

Ana María macht weiter: »Wieso legst du dich nicht mit einem von deiner Größe an?«

»Von meiner Größe?«, frage ich voller Stolz über meine Fähigkeit, auf Fragen mit Gegenfragen zu antworten. Inzwischen gibt es einen Menschaufmarsch rund um Heriberto und seine Anwältin Ana María. Die Frauen stehen bedrohlich zusammen, schauen auf den Sup, wie sie nicht anders auf Salinas schauen würden, und hätscheln Heriberto, der meiner Ansicht nach längst den Tadel und die Ameisen vergessen hat angesichts der vielen Süßigkeiten in seiner Hand, die so reichlich sind, dass er nicht weiß, womit beginnen. Wie immer in Notfällen ist meine Leibwache nirgends zu sehen. Tacho schützt eine dringende Sitzung des CCRI vor und geht. Ich

finde mich damit ab, von all den dunklen Augen füsiliert zu werden, die mich nicht gerade mit Zärtlichkeit betrachten. Mit dem Heldenmut der Selbstmörder verteidige ich mich: »Hier kann jeder machen, was er will, außer Ameisen ärgern.« Meine Argumentation ruft Unwillen in der bewaffneten Versammlung der Frauen hervor. Sie schauen sich an, tuscheln miteinander und sprechen zu Heriberto. Stolz über meine Redegewandtheit, stopfe ich die Pfeife nach.

Nachdem sie sich mit Heriberto beraten hat, fährt Ana María mich an: »Er hat sie nicht geärgert, er hat sie gestreichelt.« Ich, der ich keine Gegenrede erwartet habe, ziehe das Pfeifeanzünden in die Länge und verteidige mich schon schwächer mit den Worten: »Das haben die Ameisen nicht gewusst.« Ana María nimmt Heriberto bei der Hand und mit sich fort.

Beim Weggehen sagt sie: »Du und die Ameisen sollten wissen, dass Zärtlichkeit manchmal wehtut.« Zustimmendes Gemurmel ist von den Weibern zu hören, während sie auseinandergehen. Ich habe das Nachsehen und betrachte eine Ameise, die meinen Arm hinaufkrabbelt. »Und du! Worüber glaubst du lachen zu können?«, frage ich sie.

»Ich? – Über gar nichts«, glaube ich die Ameise zu hören, aber es ist Moy, der sich hinter einer Kaffeepflanze versteckt hatte.

Danach kommt Eva und guckt, was ich schreibe. »Was schreibs'en?«, fragt sie mich.

»Ich mache meine Strafarbeit«, antworte ich, während ich zum 248. Mal den Satz schreibe: »Ich soll die Präsidenten des Konvents nicht beschimpfen und nicht beleidigen.« Heriberto taucht in der Tür auf mit so vielen Süßigkeiten, dass er beschlossen hat, sie mit Eva und dem indirekten Verursacher der süßen Last zu teilen. Wir machen einen Wettbewerb, wer die Süßigkeiten am lautesten lutschen kann, als Heriberto wahrnimmt, dass ich ein weiteres von 500 Malen die Zeile schreibe: »Ich soll die Präsidenten des Konvents nicht beschimpfen und nicht beleidigen.« Er bietet mir seine Hilfe an. Ohne ein Wort zu sagen, reiche ich ihm ein Blatt und einen Stift. (In Wirklichkeit kann ich auch gar nichts sagen, denn Eva über-

tönt mein Schmatzen, und ich bin der Sup, der Einzige, der Beste.)

Heriberto versucht die ersten Buchstaben nachzumachen, langweilt sich sofort dabei und fängt deshalb sofort an, Entchen zu zeichnen, die für Heriberto überzeugender sind als der Entschuldigungssatz. Ich male ihm ein Flugzeug mit vielen Raketen. Er betrachtet es und sagt: »Uii, das werden sie aber nicht als Ihre Strafarbeit anerkennen.« Eva bittet um eine Geschichte. Ich vermute, dass es sich dabei um ein Ablenkungsmanöver handelt, denn mein Geschmatze erreicht mittlerweile Meister-Niveau. Heriberto setzt sich neben Eva, ohne die Antwort abzuwarten, zeigt ihr sein Bild und sagt, dass seine Ente – ohne all die Raketen –, besser fliegt als das Flugzeug vom Sup. Meine halbe Uniform ist voll mit Süßigkeiten, nichtsdestotrotz stecke ich die Pfeife an, und nach den ersten drei obligatorischen Rauchwolken beginne ich, so wie mir sie der Alte Antonio erzählte, die Geschichte von den Farben zu erzählen ...

Der Alte Antonio zeigt auf einen Guacamayapapagei, der den Nachmittagshimmel kreuzt. »Schau«, sagt er. Ich blicke auf diesen schillernden Farbblitz vor dem Grau eines nahenden Regens. »Unglaublich – so viele Farben an einem einzigen Vogel«, sage ich, während ich die Spitze des Hügels erreiche. Der Alte Antonio setzt sich auf eine kleine Böschung am Wegesrand, die schlammfrei geblieben ist. Während er Atem schöpft, dreht er sich eine neue Zigarette. Nach einigen wenigen Schritten bemerke ich, dass er zurückgeblieben ist. Ich kehre um und setze mich neben ihn.

»Glauben Sie, dass wir vor dem Regen im Dorf ankommen?«, frage ich und stecke die Pfeife an. Der Alte Antonio scheint nichts zu hören. Ein Schwarm von Tukanen zieht seine Blicke an. Die Zigarette in seiner Hand wartet auf die Flamme, um die langsamen Rauchgemälde zu beginnen. Er räuspert sich, zündet die Zigarette an, setzt sich zurecht so gut es geht und beginnt langsam zu erzählen.

»Die Guacamaya war nicht immer so. Sie trug keine Farbe, war nur grau in grau. Ihre Federn waren schäbig wie die eines nassen Huhns. Einer mehr unter vielen Vögeln, die wer weiß wie auf die Welt gekommen waren, denn die Götter wussten nicht, wer und wie die Vögel erschaffen hatte. Es war einfach so, wie es war.

Die Götter erwachten, nachdem die Nacht zum Tag gesagt hatte: »Bis hierher und nicht weiter«, und die Männer und Frauen schliefen oder liebten sich, was eine hübsche Art zu ermüden ist, um danach zu schlafen.

Die Götter stritten, immer stritten diese Götter und waren rechte Zankhähne, anders als die ersten sieben Götter, die die Welt erschaffen hatten, die Allerersten. Diese nun zankten, weil sie sich langweilten in einer Welt, die nur zwei Farben kannte.

Und der Ärger der Götter war berechtigt, denn nur diese zwei Farben wechselten sich miteinander ab: das Schwarz, das die Nacht sandte, und das Weiß, das den Tag begleitete; die dritte Farbe war gar keine, es war das Grau, das die Abenddämmerung und das Morgengrauen färbte, damit das Schwarz nicht so hart zum Weiß übersprang. Und diese Götter waren streitlustig, aber auch klug. Und in einer Versammlung fassten sie den Beschluss, dass es mehr Farben geben sollte, damit das Umherstreifen und Lieben der Fledermausmänner und -frauen lustiger sei.

Einer der Götter unternahm einen Spaziergang, um sich besser seinen Gedanken widmen zu können, und er war so in seine Gedanken vertieft, dass er nicht auf den Weg achtete und an einen großen Stein stieß und seinen Kopf verletzte und Blut aus einer Wunde tropfte. Und der Gott, nachdem er eine ganze Weile vor sich hingeweint hatte, sah sein Blut und sah, dass es von anderer Farbe als die bisherigen zwei war und lief zu den anderen Göttern und zeigte ihnen die neue Farbe, und sie gaben ihr den Namen »Rot«. Das war die Geburt der dritten Farbe.

Danach machte sich ein anderer Gott auf die Suche nach einer Farbe für die Hoffnung. Nach einer langen Weile fand

er sie, zeigte sie in der Versammlung der Götter, und ›Grün‹ nannten sie diese Farbe, die vierte.

Wieder ein anderer begab sich auf hartnäckige Suche auf die Erde. »Was machst du da?«, fragten ihn die anderen. »Ich suche das Herz der Welt«, sagte er, während er nach allen Seiten Erde um sich warf. Nach einer Weile fand er das Herz der Welt und zeigte es allen Göttern, und ›Braun‹ nannten sie diese fünfte Farbe.

Ein anderer Gott machte sich in der Höhe auf die Suche. »Ich will sehen, welche Farbe die Welt hat«, sagte er und kletterte nach oben. Als er sehr hoch gekommen war, schaute er nach unten und sah die Farbe der Welt, aber er wusste nicht, wie er sie dorthin bringen konnte, wo die anderen Götter waren, und so schaute er eine lange Weile nach unten, bis er sich blind geschaut hatte vor lauter Betrachten der Farbe der Welt. Dann stieg er wieder hinunter, so gut er konnte, und mit vielem Stolpern gelangte er zur Versammlung der Götter und sprach zu ihnen: »In meinen Augen bringe ich die Farbe der Welt«, und ›Blau‹ nannten sie die sechste Farbe.

Ein anderer Gott hörte auf seiner Suche nach Farben das Lachen eines Kindes. Vorsichtig schlich er näher, und als das Kind unaufmerksam war, klaute er ihm das Lachen und ließ es weinend zurück. Deshalb, sagt man, lachen die Kinder in einem Moment und im nächsten weinen sie. Der Gott nahm das Lachen des Kindes mit und ›Gelb‹ nannten sie diese siebte Farbe.

Danach waren die Götter ziemlich müde, und sie tranken Pozol und legten sich zum Schlafen nieder und ließen die Farben in einem Kästchen zurück, das sie unter einer Ceiba abgestellt hatten.

Das Kästchen war nicht gut verschlossen, und die Farben kletterten heraus und vergnügten sich und liebten sich, und so entstanden noch mehr neue Farben, und die Ceiba sah das alles und schützte sie mit ihren Blättern vor dem Regen, damit das Wasser die Farben nicht auflöste, und als die Götter kamen, fanden sie nicht nur sieben, sondern viel mehr Farben, und sie schauten auf die Ceiba und sagten zu ihr:

»Du hast die Farben geboren, du wirst die Welt beschützen, und von deinem Haupt aus werden wir die Welt bemalen.«

Und sie stiegen auf den Blätterschopf der Ceiba, und von dort streuten sie die Farben einfach so in die Welt hinaus, und das Blau blieb teils im Wasser und teils im Himmel hängen, und das Grün fiel auf die Bäume und Pflanzen, und das Braun, das am schwersten war, ließ sich auf der Erde nieder, und das Gelb, das ein Kinderlachen war, flog davon bis zur Sonne und bemalte sie, das Rot gelangte auf den Mund der Menschen und Tiere, und sie aßen es und färbten sich auch von innen rot, und das Weiß und Schwarz waren ja sowieso schon auf der Welt, und in großem Durcheinander bliesen die Götter die Farben umher und achteten gar nicht darauf, wohin sie gelangten, und einige Farben besprenkelten die Menschen, und deshalb gibt es Menschen verschiedener Hautfarbe und Denkweise auf der Welt.

Wieder wurden die Götter müde und legten sich erneut schlafen. Immer nur schlafen wollten diese Götter, die nicht die ersten Götter waren, die die Welt erschaffen hatten.

Und dann, damit die Farben nicht vergessen wurden und verloren gingen, suchten sie nach einer anderen Form, um sie aufzubewahren. Und gerade als sie in ihren Herzen darüber nachdachten, sahen sie eine Guacamaya. Sie ergriffen sie und begannen sie mit allen Farben zu schmücken, und sie gaben ihr längere Federn, damit alle Farben Platz hatten. So kam die Guacamaya zu ihren Farben, mit denen sie bis heute umherfliegt, damit die Männer und Frauen nicht vergessen, dass es viele Farben und Denkweisen auf der Welt gibt und dass die Welt fröhlich ist, wenn alle Farben und Denkweisen Platz darin finden.

Heriberto erklärt Eva zur Siegerin im Süßigkeiten-Wettschmatzen, und als Preis schenkt er ihr sein Bild der Raketenabwehr-Enten.

Eva scheint nicht sehr begeistert über ihren Preis, und beide ziehen los in Richtung der Aufständischen, die zum x-ten Mal einen Film mit Pedro Infante anschauen, der in offensichtlicher Anspielung auf die Guacamayas *Die Sperber* heißt.

Ich bleibe seeehr traurig zurück. Die Süßigkeiten haben die Blätter meiner Strafarbeit verklebt, die mir das CCRI aufgegeben hat. »Warum lassen wir keine Fotokopien davon machen?«, fragt Moy. Klar, warum eigentlich nicht?

*(Brief an die Presse vom 27. Oktober 1994)*

*(Übersetzung: Danuta Sacher)*

## 6. Die Geschichte von den Wolken und dem Regen

»Die Truthenne wird nicht mehr geschlachtet«, spricht mich Eva an, während ich das Video durchsehe, das wir für den ersten Jahrestag des Aufstands der EZetaeLeNe vorbereiten: »Die Gesetzesbrecher gegen die Dinosaurier von Atlacomulco«. Die Besetzung ist großartig: in der Rolle des Heriberto, Heriberto selbst; in der Rolle von El Beto, der Obengenannte; in der Starrolle der Toñita, die Selbsternannte. Außerdem spielt eine diskrete Anzahl von GesetzesbrecherInnen mit (einige Tausend). Eva bittet gerade darum, dass ich noch mal zum Teil mit den *Piñatas* zurückspule, als Heriberto heulend dazukommt. Das, was ich zwischen Schluchzern und Nasehochziehen verstehen kann, deutet darauf hin, dass die Wachposten am Kontrollpunkt Heriberto sechs Kondome abgenommen haben. Ich bitte Moy darum, der Sache nachzugehen, bevor Ana María uns vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag anklagt.

Moy kommt zurück, als wir gerade zum 45. Mal die Videoszene anschauen, in der eine *Piñata* wie ein vom Blitz geküsster Baum auseinanderbricht.

Das Resultat von Moys Untersuchung lautet, dass jemand Heriberto die Kondome als Luftballons angedreht habe; der wachhabende Offizier trug sich aber mit Plänen für die Nacht, hatte jedoch keinen »Regenschutz«. Aber Heriberto stellte sich quer. Schließlich bat ich Moy, die Untersuchung nicht fortzusetzen, da uns das sicher bis Tamaulipas und von dort aus bis ins Kabinett bringen würde.

Inzwischen widmet sich Heriberto, der nicht so aussieht, als würde er sich noch an den Vorfall erinnern, dem »Streicheln« von Blattschneideameisen mit einer leeren Dose des bekannten Erfrischungsgetränkes Cola. Mir kommt es so vor, als würde er die Ameisen zerquetschen, aber was kann ich schon tun? Schließlich lernt man aus vorangegangenen Fehlern, und so rufe ich ihn herbei, um ihn mit einer Zeichnung abzulenken,

die ich von einem großen Flugzeugträger mit vielen Kanonen, Infrarotstrahlen, *smart bombs* und sonstigen technischen Errungenschaften gemacht habe. Heriberto malt ein Entchen und erklärt ohne jede Schüchternheit, dass sein Entchen keine Batterien brauche und ganz sicher problemlos in den Pfützen von La Realidad schwimmen könne.

»In La Realidad kann Ihr Riesenschiff gar nicht funktionieren«, sagt Heriberto und schaut auf eine Pralinschachtel, auf der ganz deutlich ›Weihnachtsmischung‹ steht und fügt hinzu: »In La Realidad gibt es keine Batterien.«

Ich schaue trübselig auf meine Zeichnung und versuche sie um einige Solarzellen zu ergänzen, die die Regierung den Bewohnern des Bundesstaates zur Verfügung stellt, aus dem 55 Prozent der hydroelektrischen Energie Mexikos stammen.

Heriberto ist zu der Ansicht gekommen, dass Dezember noch seeehr weit weg ist, dass Weihnachten sowieso nie in der chiapanekischen Wirklichkeit ankommt, und hat deswegen in Komplizenschaft mit Eva begonnen, die Verpackung aufzumachen. Als ich ihm den solargetriebenen Flugzeugträger zeige, hat er schon die Haare schokoladenverschmiert und sagt abfällig: »Mein Entchen schwimmt nachts und braucht keine Sonne«, und gibt mir die Zeichnung ebenfalls schokoladenverschmiert zurück. Ich mache mich daran, dem Flugzeugträger einige große, große Akkumulatoren hinzuzufügen, als Eva einen Waffenstillstand in dem derart schokoladenverschmierten Krieg vorschlägt und um eine Geschichte bittet.

Ich versuche, die Schokolade von meinen Händen und vom Bleistift abzuwischen, zünde die Pfeife an, Heriberto und Eva hocken sich neben mich und hören aus meinem Mund die Geschichte des Alten Antonio, die da heißt: Die Geschichte von den Wolken und dem Regen ...

Ein plötzlicher, heißer Luftzug drückte uns zu Boden. Ein Blitz schlug in einen nahen Baum ein. Der schwarze Stamm begann zu glimmen, und in diesem Lichtschein suchte ich nach dem Alten Antonio, um zu sehen, ob er in Ordnung war. Der Alte Antonio war wie auch ich erdbeschmutzt und beeilte sich, eine

Plastikplane auseinanderzufalten, um uns vor einem Regen zu schützen, der nach meinem Anfängerverständnis nie aufhören würde. Ich näherte mich, um ihm zu helfen, und danach setzten wir uns darunter, um das Ende des Regens abzuwarten.

Der Alte Antonio verlässt für einen Moment den Schutz des Plastikdaches und verschwindet zwischen den Bäumen. Er kommt mit den noch brennenden Aststücken des vom Blitz getroffenen Baumes zurück. Rasch entfacht er ein kleines Lagerfeuer und tut, was man in solchen Fällen in den Bergen als Erstes tut, wenn man bis auf die Knochen durchnässt ist: den Tabak trocknen.

Ich habe gelernt, die Pfeife und den Tabak stets in einem Plastikbeutelchen zu tragen, aber ich warte, bis der Tabak des Alten Antonio trocken ist und er seine Zigarette gedreht hat, bis er das Ritual der Worte entzündet, bis in der Wärme, die uns Hände und Wangen liebkost, die Geschichte heranwächst gleich dem Rauch auf den Lippen des Alten Antonio:

Die ersten Götter, die, die Welt erschufen, legten sich zum Sterben nieder, damit die Welt Licht habe und Wahrheit und Liebe die Schritte der Fledermausmänner und -frauen begleiteten. Aber zuvor träumten die ersten Götter, die sieben waren, sich selbst, damit sie nicht stürben, wenn sie starben. Die Träume der sieben ersten Götter, der Weltschöpfer, schwebten umher wie zerrissene Tücher. Weiß schwebten sie überall umher und beschmutzten sich mit Erde und wurden grau und ein wenig braun, und ›Wolke‹ nannten sie die wahrhaften Männer und Frauen in Erinnerung an die ersten Götter, die Weltschöpfer, die sie zurückgelassen hatten, um nicht zu sterben, als sie starben.

Als die sieben ersten Götter starben, um zu leben, kam ein großer Schmerz über alles auf der Erde. Schmerzvoll schmerzte der Schmerz darüber, dass die Urväter, die Schöpfer der Welt, nicht mehr waren.

So traurig war das Wasser, dass es sich zusammenzog, und vor lauter innerem Schmerz wurde es ganz klein. Die Erde wurde vor Trauer ganz trocken, und auch der Leib und die

Lust der wahrhaften Männer und Frauen trockneten vor lauter Schmerz aus. Bei jedem Schritt schmerzten die Sohlen, der Tag litt, die Nacht litt, der Schmerz schrie, er schrie in den Grillen und Leuchtkäfern der Nacht, schrie in den Zikaden und Käfern des Tages. Alles war Schmerz, auch die Steine, und die Hoffnung trauerte. Der Schmerz reichte bis in die Berge, wo die Wolken sich ausruhten, die Träume der ersten Götter, der Weltschöpfer, derer, die starben, um zu leben. Die Wolken wurden des großen Schmerzes gewahr, der die Welt austrocknete, und sprachen miteinander darüber, wie sie das Problem des schmerzenden Schmerzes lösen könnten, der die wahrhaften Männer und Frauen schmerzte. Aber rasch mischte sich Zorn in die Worte von sechs der Wolken, und hässlich sprachen sie zueinander, kritisierten sich gegenseitig, waren so heftig, dass der Himmel donnerte, als die Wolken miteinander schimpften, die Träume der ersten Götter.

Bald schon stritten sie nicht nur mit Worten, sie schlugen sich, und hart schlugen sie sich voller Zorn darüber, dass nicht ihr Denken sich durchsetzte und sie nicht die Stärkste waren, und Feuer entsprang den Schlägen, und ganz hoch oben in den Bergen waren Blitze zu sehen. Und die wahrhaften Männer und Frauen sahen mit Furcht die Blitze und hörten den Donner des Streits in den Bergen.

Während drei gegen drei stritten, erinnerte sich eine der Wolken an einen der Träume der ersten Götter, woher sie kamen und wie die Götter sie geschaffen hatten, die Weltschöpfer. Der Schmerz der Wolke gerann zu Wasser, und die siebte Wolke weinte eine Träne, denn sieben waren die ersten Götter und sieben ihre Träume. Und der Schmerz, der eine Träne war, erhob laut die Stimme im Streit der zankenden Wolken und sagte: »Während ihr euch streitet, werde ich mit meiner Trauer den Schmerz der Welt lindern.«

»Du bist ganz schön klein«, sagten die anderen Wolken. »So wenig Trost reicht nicht aus für so viel Schmerz auf der Welt. Allein wirst du nichts ausrichten.«

Aber die Träne der Trauer der siebten Wolke wiederholte: »Ich werde mit meinem Schmerz den Schmerz der Welt lin-

dern«, und sie schwebte die Berge hinab, um mit ihrem feuchten Schmerz der Erde einen tröstenden Kuss zu geben. Eine weitere Träne der Trauer wuchs in der siebten Wolke, und noch eine, und viele Tränen des Schmerzes mehr entstanden und fielen der ersten Träne der Trauer hinterher.

»Ich gehe auch«, sagten die Tränen des Schmerzes und ließen sich einfach fallen, um die Erde zu küssen und zu trösten. Und als die anderen sechs Wolken sahen, dass die siebte Wolke ganz dünn wurde vor lauter Schmerz, den die Tränen der Trauer fühlten, die aus ihr herabfielen, unterbrachen sie ihren Streit und überließen sich auch dem Schmerz und regneten sich aus über der trockenen Trauer der Erde. So begann es zu regnen und groß war die Trauer, die als Tränen die Pein der schmerzerfüllten Erde erleichterte. Und Trost fand die Erde in diesem Regen, und sie heilte ihren Schmerz, wie man sagt, dank der ersten Träne.

Die wahrhaften Männer und Frauen sahen all dies und bewahrten in ihren Herzen, dass der Streit ohne tröstenden Schmerz nichts bringt unter Geschwistern, und seither ist dreifach der Schmerz und dreifach der Trost. Drei Monate lang schmerzt die Hitze die Erde der wahrhaften Männer und Frauen, und drei mal drei Monate, neun Monate, regnet der Trost auf die Berge nieder, die immerwährende Heimstätte der wahrhaften Männer und Frauen ... die Ruhestätte der Träume der ersten Götter, der Weltschöpfer.

So zeigten es uns die ersten Götter, die Weltschöpfer, die schon tot noch lebten und mit ihrem Schmerz und ihren Träumen den peinvollen Schmerz der Erde erleichterten. So ist es. Um die wahrhaften Männer und Frauen daran zu erinnern, dass kein Streit nutzt, der nicht in einen Regen zum Trost der Erde mündet. Mag es donnern und blitzen hoch oben in den Bergen, mögen sich die Wolken streiten und daran ermüden, doch wird es nicht regnen, bevor nicht verstanden wurde, dass – wie zu Beginn der Welt – der Streit dafür da ist, in einem Trost spendenden Kuss an die Welt zu sterben. Namenlos, ohne Antlitz, ist das Privileg der Kämpfenden, Trost für die Schmerzerfüllten und die Pein der Welt zu sein.

Am Ende der Geschichte merke ich, dass die Zeichnung nicht mehr da ist. Heriberto zeigt lachend auf eine lange Spur von Blattschneideameisen, die mein Bild mit der Schokoladenverpackung verwechselt haben und es in einer langen Reihe ich weiß nicht wohin bringen, aber gewiss nicht zum Meer. Ich werde seeehr traurig angesichts des Untergangs meines funkelnagelneuen Flugzeugträgers in einem Ameisenhaufen. Heriberto erbarmt sich meiner und schenkt mir sein Entenbild.

»Nimm das Entchen für den Fall, dass du mal in La Realidad lebst«, sagt er mir, den Mund voller Schokolade.

*(Brief an die Presse vom 2. November 1994)*

*(Übersetzung: Danuta Sacher)*

## 7. Die Geschichte von den Fragen

Am soundsovielten besagten Monats des unsäglichen Jahres 1994.

An alle, die es betrifft:

Ich wollte einiges von dem erzählen, was sich seit Januar bis jetzt ereignet hat. Die meisten von euch haben sich in ihren Schreiben bei uns bedankt. Stellt euch unsere Überraschung vor, wenn wir in euren Botschaften lesen, dass ihr uns für unsere Existenz dankt. Für mich zum Beispiel war das Liebevollste, was ich je von der Truppe empfangen habe, eine resignierte Geste, wenn ich in einer unserer Stellungen ankomme. Ich bin ganz überrascht von meiner Überraschung, und wenn ich überrascht bin, können in der Überraschung unvorhergesehene Dinge passieren. Es passiert zum Beispiel, dass ich zu heftig an der Pfeife kaue und das Mundstück zerbreche. Es passiert zum Beispiel, dass ich den Klebstoff nicht finde, um es zu reparieren. Es passiert zum Beispiel, dass ich, auf der Suche nach irgendeiner anderen Pfeife, irgendein Bonbon finde und den schweren Fehler begehe, ihm das Geräusch zu entlocken, das nur in Zellophan eingewickelten Bonbons zu eigen ist und das diese Plage, die im Allgemeinen »Kinder« genannt wird, auf Dutzende Meter Distanz hören kann, auf Kilometer, wenn der Wind ihnen günstig ist.

Und es passiert zum Beispiel, dass, wenn ich die Lautstärke des Kassettenrecorderchens aufdrehe, um das Zellophanknistern in einem Lied zu ertränken, in einem kleinen Raum (denn all dies pflegt ohne Änderung in einem Räumchen mit Wellblechdach, Kartondach, Stroh- oder Plastikdach zu passieren), Heriberto mit diesem »Hab' ich dich!«-Gesicht erscheint. Ich tue so, als ob ich ihn nicht sähe, und pfeife eine Melodie aus einem Film, an dessen Titel ich mich nicht erinnere, aber für den Hauptdarsteller brachte er gute Resultate, denn ein Mädchen, das so aussah, als wäre sie für das geschaffen, was Cejas sagte, näherte sich ihm lächelnd, und ich merkte, dass es nicht ein Mädchen, sondern jener Heriberto ist, der auf mich zukommt.

Mit ihm zusammen kommt Toñita und ihre Maiskolbenpuppe. Jene Toñita, die den Kuss verweigerte, »weil es so pikt«, jene mit den löchrigen Zähnen, die fünfzehn Jahre alt ist und sechs wird, der Liebling des Sup.

Heriberto, die flotteste Heulsuse in der ganzen Selva Lacandona, der Anti-SUP-marin-Enten zeichnet, der Schrecken der Blattschneideameisen und der Weihnachtssüßigkeiten, der Liebling Ana Marías, die Strafe, die irgendein nachtragender Gott dem Sup geschickt hat, dafür, dass er die Gewalt gebrochen hat und ein Professioneller der Gesetze ist. Wie? Das war anders? In Ordnung, keine Sorge ...

Aufgepasst! Hört gut, was ich euch berichte! Heriberto kommt also an und sagt, dass Eva heult, weil sie das singende Pferd sehen will und der Major lässt sie nicht, weil er *Decamerone* von Pasolini sieht. Natürlich sagt Heriberto nicht, dass es *Decamerone* ist, aber ich schließe es aus dem, was Heriberto wörtlich sagt: »Der Major guckt sich pure nackte Alte an.« Für Heriberto sind alle Frauen, die einen Rock bis zum Knie oder darüber tragen »nackt«, und alle Frauen über die vier Jahre, die Eva gerade geworden ist, sind »Alte«. Ich weiß, dass dies alles einer schmutzigen Kriegslist von Heriberto gehorcht, um sich des Bonbons zu bemächtigen, dessen Zellophan wie die Sirene der Titanic im Nebel tönte, und Heriberto mit seinen Entchen eilt zur Rettung herbei, denn es gibt nichts Traurigeres in dieser Welt als eine Süßigkeit ohne ein Kind, das es aus seinem Zellophangefängnis befreit.

Währenddessen entdeckt Toñita ein »Schlamm-Probek-Kaninchen, das heißt, ein schwarzes, und beschließt, es in eine Pfütze zu tauchen, die nach ihrem Verständnis alle notwendigen Eigenschaften für eine Qualitätsprobe besitzt.

Angesichts dieser Invasion der »Generalkommandantur der EZetaeLeNe« stelle ich mich dumm und tue so, als sei ich seeehr konzentriert auf das, was ich gerade schreibe. Heriberto merkt das und zeichnet eine Ente, die er respektlos »Der Sup« titulierte. Ich tue so, als sei ich beleidigt, denn Heriberto trägt vor, dass meine Nase einem Entenschnabel gleiche. Toñita setzt das schlammige Kaninchen neben die Maiskolbenpuppe

auf einen Stein, schaut sie an und analysiert sie mit einem kritischen Blick. Es scheint mir, dass sie mit dem Ergebnis nicht zufrieden ist, denn sie schüttelt mit derselben Hartnäckigkeit verneinend den Kopf, mit der sie mir einen Kuss verweigert. Heriberto scheint sich angesichts meiner Gleichgültigkeit geschlagen zu geben und zieht sich zurück, und ich bin schon ganz zufrieden mit meinem vollen Erfolg, als ich auf einmal merke, dass das Bonbon nicht mehr da ist, und dann erinnere ich mich daran, dass Heriberto eine eigenartige Bewegung gemacht hat, als ich seine Zeichnung betrachtete. Vor meiner eigenen Nase hat er es mir weggeschnappt! Und das heißt schließlich was bei dieser Nase!

Ich werde deprimiert, und mehr noch, wenn ich daran denke, dass Salinas gerade die Koffer packt, um zur ›WeTeO‹ zu gehen, und ich daran denke, dass es ungerecht war, uns das von den »Gesetzesbrechern« anzuhängen. Wenn der Heriberto kennen würde, würde er merken, dass wir im Vergleich zu ihm viel gesetzestreuere als die PRI-Führung sind.

Aber gut, wir waren dabei, dass ich mich dabei überraschte, mich darüber überrascht zu zeigen, dass ich in euren Briefen dieses »Danke« las, das manchmal an Ana María, an Ramona, an Tacho, Moy, Mario, an Laura oder jeden der Männer und Frauen gerichtet war, die ihr Gesicht verhüllen, um sich anderen zu zeigen, und es zeigen, wenn sie sich vor allen verbergen.

Ich übe gerade meine beste Verbeugung, um für so viel Danksagung Dank zu sagen, als Ana María auf der Türschwelle auftaucht, mit einem heulenden Heriberto an der Hand, und mich fragt, warum ich Heriberto keine Süßigkeiten geben will.

»Ich will ihm nichts Süßes geben?«, sage ich und schaue erstaunt auf Heribertos Gesicht, in dem Rotz und Wasser die Spuren des Bonbons verwischt haben, womit er Ana María auf seine Seite gezogen hat.

»Ja«, sagt Ana María unerbittlich, »Heriberto sagt, dass er dir eine Zeichnung im Tausch gegen ein Bonbon gegeben hat und du die Abmachung nicht eingehalten hast.«

Im Bewusstsein, Opfer einer ungerechten Anschuldigung zu sein, setze ich das Gesicht eines Ex-PRI-Präsidenten auf, der die Amtsübernahme eines wichtigen Ministeriums vorbereitet und zum Rednerpult schreitet, um seine beste Rede zu halten, als Ana María, einfach so, die Bonbontüte nimmt – weiß der Teufel, woher sie auftaucht – und sie Heriberto gibt. Die ganze Tüte! »Nimm«, sagt sie. »Die Zapatisten halten immer Wort.«

Die zwei gehen. Ich bleibe seeehr traurig zurück, denn diese Bonbons waren für Evas Geburtstag bestimmt, von der ich gar nicht mehr weiß, wie alt sie nun eigentlich wird, denn als ich ihre Mutter fragte, sagte die sechs. »Aber neulich meinten Sie doch, dass sie gerade vier sei«, erwiderte ich. »Ja, sie wird vier und geht ins fünfte, also ist sie eigentlich schon sechs«, antwortet sie mir überzeugend und lässt mich Finger zählend und am hergebrachten Schulwissen zweifelnd zurück, das mir damals ganz klar vermittelte, dass eins plus eins gleich zwei und sechs mal acht gleich achtundvierzig sind, und andere transzendente Dinge mehr, die aber – wie gezeigt – offensichtlich in den Bergen des Südostens Mexikos nicht gelten. Hier herrscht eine andere mathematische Logik.

»Wir Zapatisten sind sehr anders«, stellte Monarca einmal fest, als er mir erzählte, dass er, als er mal ohne Bremsflüssigkeit liegen geblieben war, ersatzweise in das Behältnis gepinkelt habe. Oder neulich zum Beispiel gab es ein Geburtstagsfest. Die ›Jugendgruppe‹ kam zusammen und organisierte eine Zapatistische Olympiade: Die ›Zeremonienmeisterin‹ sagte ganz deutlich an, dass nun der Wettbewerb im Weitspringen folge, was so viel heiße wie – »mal sehen, wer am höchsten springen kann« – und danach den Wettkampf im Hochsprung – »mal sehen, wer am weitesten springt«. Ich war mal wieder dabei, unter Zuhilfenahme meiner Finger zu rechnen, als Leutnant Ricardo eintritt und erzählt, dass sie am Morgen dem Geburtstagskind ein Ständchen gebracht hätten.

»Wo wurde die Serenade denn aufgeführt?«, fragte ich und feierte schon die Rückkehr zur Normalität, denn das Geburtstagsständchen wurde aller normalen Logik folgend am Morgen gebracht. »Auf dem Friedhof«, antwortet Ricardo.

»Auf dem Friedhof?«, wiederhole ich und beginne erneut mit meinen Fingerrechnungen.

»Na klar, es ist der Geburtstag von einem Genossen, der in den Januar-Kämpfen gefallen ist«, sagt Ricardo im Rausgehen.

Also gut, sage ich zu mir selbst, ein Geburtstagsfest für einen Toten. Völlig logisch ... in den Bergen des Südostens Mexikos. Ich seufze.

Ich seufze sehnsüchtig, der alten Zeiten gedenkend, als die Bösen böse und die Guten gut waren, als Newtons Apfel unaufhaltbar seinen Weg baumabwärts in irgendeine Kinderhand nahm, als die Welt nach dem Klassenzimmer des ersten Schultags roch: nach Furcht, Geheimnis, nach Neuem. Damit bin ich gerade beschäftigt, mit wahrer Hingabe zu seufzen, als Beto ohne jede Vorwarnung eintritt und fragt, ob es Luftballons gäbe. Ohne meine Antwort abzuwarten, beginnt er zwischen Landkarten, Einsatzbefehlen, Kriegsberichten, Pfeifentabakasche, trockenen Tränen, einer Federzeichnung roter Blümchen, Patronengurten und einer übel riechenden Mützenmaske zu suchen. In irgendeiner Ecke findet er eine Tüte mit Luftballons und ein Foto eines *playmate*, das schon ganz schön alt ist (das Foto, nicht das *playmate*). Beto schwankt zwischen der Tüte Luftballons und dem Foto und entschließt sich dann so, wie sich alle Kinder in solchen Fällen entschließen würden: Er nimmt beides mit. Ich habe schon immer gesagt, dass das hier keine Kommandantur, sondern ein Kindergarten ist. Gestern wies ich Moy an, rundherum einige Antipersonenminen zu legen. »Glaubst du denn, die Soldaten kommen bis hierher?«, fragt er besorgt. Während ein Zittern meinen Körper durchläuft, antworte ich: »Die Soldaten – weiß ich nicht, aber wie ist es mit den Kindern?« Moy stimmt verständnisvoll zu und beginnt, von einem verdammt komplizierten Entwurf für eine Idiotenfalle zu erzählen, die aus einem verdeckten Loch mit spitzen Pfählen und Gift am Boden besteht. Die Idee gefällt mir, aber wenn Kinder eines nicht sind, dann dumm, deshalb empfehle ich ihm besser eine Starkstromvorrichtung und die Aufstellung dreimündiger Maschinengewehrposten am Eingang. Moy zweifelt erneut

und sagt, dass er eine bessere Idee habe, geht und lässt mich mit meinen Zweifeln allein ...

Wo war ich stehen geblieben? Ach ja! Bei den Süßigkeiten, die für Eva waren, die sich aber Heriberto geschnappt hat. Ich gebe gerade über Funk durch, dass sie in allen Lagern nach einer Tüte Süßigkeiten suchen und sie mir schicken sollen, um Evas Geschenk zu ersetzen, als die Obengenannte mit einem Töpfchen Maispasteten auftaucht, »die Mama schickt, weil heute mein Geburtstag ist«, und mich mit Augen anschaut, die mehr als einen Krieg auslösen werden, wenn sie erst mal zehn Jahre älter sein wird.

Ich bedanke mich mit tiefen Verbeugungen und sage ihr – was bleibt mir anderes übrig? –, dass ich ein Geschenk für sie habe. »Wo isses denn?«, sagt-bittet-fordert Eva, und mir bricht der Schweiß aus, denn es gibt nichts Furchterregenderes als dunkeläugigen Groll, und Evas Blick beginnt sich bereits zu wandeln angesichts meines Schwankens, wie in diesem anderen Film ›Der Heilige gegen den Wolfsmenschen‹, und in diesem Moment, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, kommt Heriberto dazu, um zu gucken »ob der Sup nicht mehr sauer« auf ihn sei. Ich lächele, um Zeit zu gewinnen und abzuschätzen, ob ich ihn mit einem Tritt erreiche, als Eva bemerkt, dass Heriberto eine Süßigkeitentüte sehr reduzierten Inhalts mit sich herumträgt, und sie fragt, wer ihm denn die Süßigkeiten gegeben habe, und Heriberto sagt mit bonbon-verklebter Stimme »der Schup«, und ich komme nicht darauf, dass Heriberto der ›Sup‹ sagen wollte, bis Eva sich umwendet und mich erinnert: »Und was ist mit meinem Geschenk?« Heriberto bekommt große Augen, als er das Wort »Geschenk« hört, wirft die Süßigkeitentüte auf den Boden, die natürlich ohnehin schon leer ist, nähert sich Eva und sagt mit süßlichem Zynismus: »Ja, und wo ist denn nun unser Geschenk?«

»Unseres?«, sage ich, während ich erneut den Tritt abschätze, aber draußen läuft Ana María herum, und ich halte mich zurück. Ich sage also: »Ich habe es versteckt.«

»Wo'n?«, fragt Eva, die sich gerne die Geheimniskrämerei ersparen will. Heriberto dagegen nimmt es als Herausforderung.

Er öffnet meinen Rucksack und wirft Decke, Höhenmesser, Kompass, Tabak, eine Patronenschachtel und eine Socke auf die Seite, als ich ihn mit dem überzeugenden Schrei »Dort ist es nicht!« stoppe. Also geht Heriberto an den Rucksack von Moy und macht ihn schon auf, als ich hinzufüge: »Ihr müsst eine Geschichte erraten, um das Versteck des Geschenks zu finden.« Heriberto hatte schon von ganz allein die Lust verloren, weil die Rucksackgurte des Majors fest angezogen sind. Also kommt er und setzt sich neben mich und Eva auch.

Beto und Toñita nähern sich, und ich zünde die Pfeife an, um Zeit für die Abschätzung der Größe des Problems zu gewinnen, in das ich mich mit dem Ratespiel verwickelt habe, als der Alte Antonio näher kommt und mit einer Bewegung auf einen kleinen Silber-Zapata weist und durch meinen Mund die Geschichte von den Fragen erzählt ...

Die Kälte in diesem Gebirge ist schneidend. Ana María und Mario begleiten mich auf dieser Erkundungstour zehn Jahre vor dem Morgengrauen des Januars. Die beiden haben sich gerade erst in die Guerilla eingegliedert, und ich – zu dieser Zeit Oberleutnant der Infanterie – habe die Aufgabe, ihnen das beizubringen, was andere mir beigebracht haben: in den Bergen zu leben.

Gestern traf ich zum ersten Mal auf den Alten Antonio. Beide logen wir. Er sagte, dass er auf dem Weg zu seinem Maisfeld sei. Ich sagte, ich sei auf der Jagd. Beide wussten wir, dass wir logen, und wir wussten, dass wir es wussten. Ich ließ Ana María den Weg der Erkundungstour fortsetzen und näherte mich erneut dem Fluss, um zu sehen, ob ich auf der Karte einen sehr hohen Hügel, der vor mir lag, einordnen konnte, und um zu sehen, ob ich erneut auf den Alten Antonio treffen würde. Er muss das Gleiche gedacht haben, denn er erschien an dem Ort des vorherigen Treffens.

So wie gestern setzt sich der Alte Antonio auf den Boden, wickelt sich in seinen moosgrünen *huapac* und dreht sich eine Zigarette. Ich setzte mich vor ihn und zünde die Pfeife an. Der Alte Antonio beginnt:

»Du jagst nicht.«

Ich antworte: »Und Sie sind nicht auf dem Weg zu Ihrem Maisfeld.« Irgendetwas bringt mich dazu, ihn respektvoll anzureden, diesen Mann undefinierbaren Alters, das Gesicht gefurcht wie Zedernrinde, den ich zum zweiten Mal in meinem Leben sehe.

Der Alte Antonio lacht und fügt hinzu: »Ich habe von euch gehört. In den Tälern wird gesagt, ihr wäret Banditen. In meinem Dorf sind sie besorgt, ihr könntet in dieser Gegend umherziehen.«

»Und glauben Sie, dass wir Banditen sind?«, frage ich. Der Alte Antonio stößt eine große Rauchwolke aus, hustet und verneint mit dem Kopf. Ich raffe mich auf und stelle ihm eine andere Frage: »Und was glauben Sie, was wir sind?«

»Ich ziehe vor, dass du es mir sagst«, antwortet der Alte Antonio und schaut mir in die Augen.

»Es ist eine lange Geschichte«, sage ich und fange an, zu erzählen, dass Zapata und Villa und die Revolution und das Land und die Ungerechtigkeit und der Hunger und die Ignoranz und die Krankheit und die Repression und all das und ende dann mit einem »Und deshalb sind wir die Zapatistische Armee der Nationalen Befreiung«.

Ich warte auf irgendein Zeichen im Gesicht des Alten Antonio, der während meiner Rede nicht aufgehört hat, mich anzusehen.

»Erzähl mir mehr von diesem Zapata«, sagt er nach Rauch und Husten.

Ich fange mit Anenecuilco an, fahre mit dem Plan von Ayala fort, mit der Militärkampagne, mit der Organisierung der Dörfer, dem Verrat von Chinameca. Der Alte Antonio schaut mich weiter an, während ich die Erzählung beende.

»So war das nicht«, sagt er mir. Ich mache eine Geste des Erstaunens und kann nur ein »Nein?« stottern.

»Nein«, insistiert der Alte Antonio. »Ich werde dir die wahre Geschichte dieses Zapata erzählen.«

Tabak und Blättchen herauskramend, beginnt der Alte Antonio seine Geschichte, die alte und neue Zeiten vereint und

verwechselt, genauso wie sich der Rauch meiner Pfeife und seiner Zigarette vereinen und verwechseln:

Vor vielen Geschichten, als die allerersten Götter, die die Welt erschaffen hatten, noch Runden in der Nacht drehten, sprachen zwei Götter miteinander, die Ik'al und Votán waren. Zwei waren aus einem Einzigen. Drehte sich einer um, zeigte sich der andere, drehte sich der andere, zeigte sich der eine. Sie waren Gegenstücke. Der eine war Licht, wie ein Maimorgen im Fluss. Der andere war dunkel, wie die Nacht der Kälte und Höhle. Sie waren das Gleiche. Sie waren eins die beiden, weil der eine den anderen formte. Aber sie gingen nicht, immer standen sie still, die zwei Götter, die einer waren, ohne sich zu bewegen.

»Nun, was machen wir?«, fragten die zwei. »So wie wir sind, ist ein Leben ganz schön traurig«, trauerten die zwei, die in ihrem Sein einer waren. »Die Nacht geht nicht vorbei«, sagte Ik'al. »Der Tag geht nicht vorbei«, sagte Votán. »Lass uns losgehen«, sagte der eine, der zwei war. »Wie?«, fragte der andere. »Wohin?«, fragte der eine. Und sie sahen, dass sie sich so ein wenig bewegt hatten, dadurch dass sie zuerst ›Wie?‹ und dann ›Wohin?‹ gefragt hatten. Zufrieden wurde der eine, der zwei war, als er sah, dass sie sich ein wenig bewegt hatten. Die zwei wollten sich gleichzeitig bewegen, und sie konnten es nicht. »Wie sollen wir es nun machen?« Und es zeigte sich zunächst der eine und danach der andere, und sie bewegten sich ein weiteres bisschen, und sie bemerkten, dass sie sich, wenn sich erst der eine und danach der andere bewegte, schon bewegen konnten.

Und so kamen sie überein, dass, um sich zu bewegen, erst der eine und dann der andere sich bewegen würde, und sie begannen, sich zu bewegen. Keiner kann sich daran erinnern, wer sich als Erster bewegte und damit begann, sich zu bewegen, weil sie so glücklich waren, dass sie sich schon bewegten. »Es ist doch egal, wer der Erste war, wenn wir uns schon bewegen«, sagten die zwei Götter, die einer waren, und sie lachten, und der erste Entschluss, den sie fassten, war, ein Tänzchen zu wagen, und sie tanzten – einen kleinen Schritt

der eine, einen kleinen Schritt der andere, und lange tanzten sie vor sich hin, denn sie waren glücklich, dass sie sich gefunden hatten. Kurz danach wurden sie müde vom ganzen Tanzen und fragten sich, was sie sonst tun könnten, und sahen, dass die erste Frage »Wie kommen wir voran?« die Antwort mit sich brachte: »Zusammen, aber getrennt und in gegenseitiger Übereinstimmung.« Und diese Frage kümmerte sie schon nicht mehr, denn als sie es bemerkten, bewegten sie sich bereits, und dann kam die andere Frage, als sie sahen, dass es zwei Wege gab: Der eine war sehr kurz, und bis dorthin nur verlief er, und deutlich war zu sehen, dass ganz in der Nähe dieser Weg endete.

Und so groß war die Lust zu laufen, die sie in ihren Füßen verspürten, dass sie ganz schnell sagten, dass sie den Weg, der kurz war, nicht gerne gehen wollten, und sie beschlossen, den langen Weg zu gehen. Und sie begannen schon zu gehen, als die Antwort auf die Auswahl des Weges ihnen eine andere Frage einbrachte: »Wo führt dieser Weg hin?« Sie hielten sich damit auf, über die Antwort nachzudenken, und die zwei, die einer waren, erkannten in ihrem Kopf, dass sie nur dadurch, dass sie den langen Weg gingen, wissen würden, wohin er führt, denn dort, wo sie waren, würden sie niemals wissen, wohin der lange Weg führt. Und dann sagte sich der eine, der zwei war: »Also, lass ihn uns gehen!« Und sie gingen los – zuerst der eine, dann der andere. Und schon bald bemerkten sie, dass es sehr lange dauerte, den langen Weg zu gehen, und so erschien die nächste Frage: »Wie werden wir es machen, um so lange Zeit gehen zu können?« Und sie hielten inne und dachten ein ganze Weile nach, und Ik'al sagte ganz klar, dass er nicht wisse, wie er am Tag gehen solle, und Votán sagte, dass er bei Nacht Angst habe zu gehen. Und sie weinten eine ganze Weile, und bald darauf, als das Schluchzen beendet war, sprachen sie sich ab und sahen, dass Ik'al gut des Nachts und dass Votán gut am Tag gehen konnte und dass der Ik'al bei Nacht Votán tragen würde, und so kamen sie zur Lösung, wie sie die ganze Zeit gehen konnten. Seither gehen die Götter fragend voran und bleiben nie stehen, kommen nie an und gehen nie fort.

So lernten die wahrhaften Männer und Frauen, dass Fragen dazu dienen, um zu gehen, und nicht dazu, einfach nur still-zustehen. Seither fragen die wahrhaften Männer und Frauen, verabschieden sich bei der Ankunft und grüßen zum Abschied. Sie bleiben nie stehen.

Ich verharre, kaue auf dem bereits kurzen Mundstück der Pfeife und warte darauf, dass der Alte Antonio fortfährt. Aber es scheint so, als habe er schon nicht mehr vor, dies zu tun. Mit der Angst, etwas sehr Ernstes zu unterbrechen, frage ich: »Und Zapata?«

Der Alte Antonio lacht: »Du hast schon gelernt, dass man, um etwas zu lernen und um zu gehen, fragen muss.« Er hustet und steckt sich eine andere Zigarette an, von der ich nicht weiß, wann er sie gedreht hat, und aus dem Rauch, der seinen Lippen entströmt, fallen die Worte wie Samenkörner auf den Boden:

»Dieser Zapata tauchte eines Tages hier in den Bergen auf. Sie sagen, dass er nicht geboren wurde. Er tauchte einfach auf. Sie sagen, dass er Ik'al und Votán ist, die hierherkamen, um auf ihrem langen Weg anzuhalten, und dass sie, um die guten Menschen nicht zu erschrecken, als eine einzige Person auftraten. Denn nachdem sie so lange zusammen unterwegs waren, hatten Ik'al und Votán gelernt, dass sie der Gleiche waren und dass sie sich zu einem Einzigem am Tag und bei Nacht machen konnten, und als sie hierhergekommen waren, wurden sie zu einem Einzigem, und sie nannten sich Zapata.

Und Zapata sagte, dass er bis hierher gekommen sei, um die Antwort darauf zu finden, wohin der weite Weg nun führe, und er sagte, dass er manchmal Licht sein werde und manchmal Dunkelheit, aber dass er derselbe sei, Votán Zapata und Ik'al Zapata, der weiße Zapata und der schwarze Zapata, und dass die beiden der gleiche Weg für die wahrhaften Männer und Frauen seien.«

Der alte Antonio nimmt eine kleine Plastiktüte aus seinem Rucksack. Darin steckt ein sehr altes Foto von 1910, von Zapata. In der linken Hand trägt Zapata ein Schwert auf Taillenhöhe.

In der rechten hält er eine Pistole, zwei Patronengurte kreuzen seine Brust, eine Schärpe in zwei Farben, schwarz und weiß, kreuzt von links nach rechts. Seine Füße sind so wie bei jemandem, der stillsteht oder geht, und in dem Blick liegt so etwas wie »Hier bin ich!« oder »So gehe ich voran«.

Im Hintergrund sind zwei Stiegen zu sehen. Auf der einen, die aus der Dunkelheit kommt, sieht man mehr Zapatisten mit dunklen Gesichtern, so als ob sie aus einem Grund aufstiegen; auf der anderen Stiege, die erleuchtet ist, ist niemand, und man sieht nicht, wohin sie führt oder woher sie kommt.

Ich würde lügen, würde ich sagen, ich hätte alle diese Details bemerkt. Es war der Alte Antonio, der mich auf sie aufmerksam machte. Auf der Rückseite des Fotos steht:

General Emiliano Zapata, Chef der Südarmerie.

General Emiliano Zapata, Comander of the Southern Army.

Le Général Emiliano Zapata, Chef de l'Armée du Sud.

1910. Foto by Agustín V. Casasola.

Der Alte Antonio sagte zu mir: »Ich habe diesem Foto viele Fragen gestellt. Auf diese Weise kam ich bis hierher.« Er hustet und streift die Asche der Zigarette ab. Er gibt mir das Bild. »Nimm es«, sagt er mir. »Damit du lernst, Fragen zu stellen ... und zu gehen ...«

»Es ist besser, sich zu verabschieden, wenn man ankommt. Auf die Weise tut es nicht so weh, wenn man geht«, sagt mir der Alte Antonio, während er mir seine Hand gibt, um mir zu sagen, dass er nun geht, das heißt, dass er nun ankommt. Seitdem grüßt der Alte Antonio, wenn er ankommt, mit einem »Adios«, und er verabschiedet sich, indem er die Hand hebt und sich mit einem »Ich komme schon« entfernt. Der Alte Antonio erhebt sich. Das tun auch Beto, Toñita, Eva und Heriberto. Ich nehme das Foto von Zapata aus meinem Rucksack und zeige es ihnen.

»Geht er hoch oder runter?«, fragt Beto.

»Wird er gehen oder wird er stehen bleiben?«, fragt Eva.

»Zieht er das Schwert oder steckt er es ein?«, fragt Toñita.

»Hat er schon aufgehört zu schießen oder fängt er gerade erst an?«, fragt Heriberto.

Ich bin immer erstaunter über all diese Fragen, die dieses vierundachtzig Jahre alte Foto auslöst und das mir 1984 der Alte Antonio geschenkt hat. Ich schaue es zum letzten Mal an. Und bevor ich mich dazu entschieße, es Ana María zu schenken, löst das Foto eine weitere Frage in mir aus: Ist es unser Gestern oder unser Morgen?

Schon mit dem Ambiente des Hinterfragens und überraschender Kohärenz für ihre bereits-vier-Jahre-auf-die-fünf-zugehend-oder-eigentlich-fast-sechs, kommt mir Eva mit der Frage: »Und was iss nu mit meinem Geschenk?«

Das Wort »Geschenk« löst identische Reaktionen in Beto, Toñita und Heriberto aus, d.h. alle fangen an zu schreien: »Und was ist mit meinem Geschenk?« Sie umzingeln mich, und ich bin schon kurz davor, mich zu opfern, als Ana María auftaucht, die mir, genauso wie bereits vor einem Jahr in San Cristóbal, nur unter anderen Umständen, das Leben rettet. Ana María bringt eine große Tüte Süßigkeiten mit, aber eine von den richtig großen.

»Hier ist euer Geschenk vom Sup«, sagt Ana María, während sie mich mit diesem Gesicht »Was-wärt-ihr-Männer-ohne-uns-Frauen« ansieht. Während sich die Kinder einigen, d.h. sich um die Verteilung streiten, grüßt Ana María militärisch und sagt mir: »Ich melde: Truppe fertig, um auszurücken.«

»Gut«, sage ich und stecke mir die Pistole in den Gürtel. »Wir werden so ausziehen, wie es Gesetz ist: im Morgengrauen.« Ana María geht raus.

»Warte auf mich«, sage ich zu ihr. Ich gebe ihr das Foto von Zapata. »Was ist das?«, sagt sie und betrachtet es.

»Es wird uns helfen«, antworte ich.

»Wozu?«, insistiert sie.

»Um zu wissen, wohin wir gehen«, antworte ich, während ich mein Gewehr überprüfe. Am Himmel kreist ein Militärflugzeug ...

Gut, werdet nicht ungeduldig – ich beende schon fast diesen »Brief der Briefe«. Vorher muss ich noch die Kinder hier rauswerfen ...

Als Letztes werde ich noch einige Fragen beantworten, die

ihr euch – das ist sicher – stellen werdet:

Wissen wir, wohin wir gehen? – Ja.

Wissen wir, was uns erwartet? – Ja.

Lohnt es sich? – Ja.

Wer könnte die drei vorhergehenden Fragen mit »Ja« beantworten und dabei untätig bleiben, ohne zu verspüren, dass etwas ganz tief in seinem Innern zerspringt?

Lebt wohl! Gesundheit und eine Blume für diese zärtliche Wut, ich glaube, sie verdient sie.

*(Brief von Marcos vom 13.12.1994)*

*(Übersetzung: Danuta Sacher/Annette Massmann)*

## 8. Die Geschichte von den Spiegeln

Mai 1985. Gegen Morgengrauen. Der Mond beugt sich über den Spiegel der Lagune, und diese zaubert mit ihren Wellen eifersüchtig Runzeln auf sein Gesicht. Wir sind auf der Hälfte des Weges von einem zum anderen Ufer, in einem Boot, das dieselbe Stabilität besitzt wie meine Entschiedenheit, den See zu überqueren. Der Alte Antonio hat mich eingeladen, mit ihm sein Boot auszuprobieren. Während 28 Nächten, von Neumond bis Vollmond, hat er mit Machete und Axt einen großen Zedernstamm behauen. Sieben Meter ist der Einbaum lang.

Der Alte Antonio erklärt mir, dass die Boote aus Zedernholz, Mahagoni, Huanacastle oder Bariy gemacht werden können, und er zeigt mir die verschiedenen Bäume. Er besteht darauf, mir einen nach dem anderen zu zeigen, aber ich schaffe es nicht, ihre Unterschiede zu würdigen. Für mich sind sie alle einfach nur große Bäume. Das war tagsüber. Jetzt ist es tiefe Nacht, wie es sich gehört für die erste Ausfahrt des Zedernholzbootes, das der Alte Antonio auf den Namen *Die Unzufriedene* getauft hat. »Zu Ehren des Mondes«, sagt der Alte Antonio, während er mit einem langen und schmalen Stechpaddel rudert. Wir sind schon mitten auf der Lagune. Der Wind kämmt dem Wasser einige Wellenlocken hoch, und das Boot hebt und senkt sich. Der Alte Antonio beschließt, zu warten, bis der Wind nachlässt, und lässt das Boot treiben. »Eine dieser Wellen kann das Boot zum Kentern bringen«, sagt er, während er mit seiner Zigarette Rauchkringel formt, so wie der Wind Wellen.

Es ist Vollmond, und in seinem Licht sind die Inseln erkennbar, die in die Lagune Miramar eingestreut sind. Mit einem Rauchkringel ruft der Alte Antonio eine alte Geschichte herbei. Ich bin mehr von dem unmittelbar bevorstehenden Schiffbruch beunruhigt (und weiß nicht, ob ich mich mehr um meine Seekrankheit oder meine Panik sorgen soll), sodass ich weder Anekdoten noch Geschichten etwas abzugewinnen vermag. Das bekümmert den Alten Antonio offensichtlich wenig.

Er hat sich im Bug zurückgelehnt und beginnt übergangslos die Geschichte von den Spiegeln zu erzählen ...

Die Ältesten der Alten berichten, dass der Mond direkt hier geboren wurde, in der Selva. Sie erzählen, dass vor vielen Zeiten die Götter eingeschlafen waren, müde vom vielen Spielen und Viele-Sachen-Machen.

Die Welt war ziemlich still. Schweigsam war sie. Aber aus den Bergen war ein dünnes Weinen zu hören. Tatsache ist, dass die Götter eine Lagune mitten in den Bergen vergessen hatten. Als sie die verschiedenen Dinge der Welt verteilten, war dieses Lagunchen übrig geblieben, und weil sie nicht recht wussten, wohin damit, ließen sie es dort liegen, mitten zwischen großen Bergen, die nie jemand betrat.

Und so weinte die kleine Lagune vor sich hin, denn sie fühlte sich einsam. Und von diesem Weinen und Schluchzen der kleinen Lagune wurde es der Mutter Ceiba, der Weltenstütze, ganz traurig ums Herz. Sie raffte ihre großen weißen Unterröcke zusammen und näherte sich der kleinen Lagune.

»Was ist denn los mit dir?«, fragte die Ceiba das Wässerchen, das schon nur noch wie eine Pfütze aussah, wegen der ganzen Heulerei. »Ich will nicht allein sein«, sagte das Lagunchen.

»Also gut, ich werde hier bei dir bleiben«, sagte die Ceiba, die Weltenstütze.

»Ich will aber nicht hierbleiben«, sagte die kleine Lagune.

»Na schön, dann nehme ich dich eben mit«, sagte die Ceiba.

»Ich will aber nicht hier unten bleiben, an den Boden gefesselt. Ich will oben sein, so wie du«, sagte die kleine Lagune.

»In Ordnung, ich werde dich auf meinen Kopf heben. Aber nur ein Weilchen, denn der Wind ist ein Rabauke und könnte dich runterwerfen«, sagte die Ceiba.

So gut es ging, schürzte die Ceiba ihre Unterröcke und bückte sich, um das Lagunchen auf die Arme zu nehmen. Mit großer Umsicht, denn sie war die Mutter und Stütze der Welt, setzte sie die kleine Lagune auf ihre Laubkrone. Langsam richtete sie sich auf und passte auf, dass nicht ein Tropfen des Wassers der

kleinen Lagune verschüttet wurde, denn der Mutter Ceiba war nicht entgangen, wie dünn die kleine Lagune bereits war.

Als sie schon oben war, rief die Lagune aus: »Hier oben ist es aber lustig. Nimm mich mit, um die Welt kennenzulernen! Alles, alles will ich sehen!«

»Die Welt ist riesengroß, Mädlechen, und du kannst von da oben runterfallen«, sagte die Ceiba.

»Macht nichts! Nimm mich mit!«, insistierte das Lagunchen und begann so zu tun, als ob sie weinte.

Die Mutter Ceiba wollte nicht, dass die kleine Lagune so viel weinte, also ging sie los, ganz aufrecht, mit ihr auf dem Haupt. Auf diese Weise lernten damals die Frauen, mit einem vollen Wasserkrug auf dem Kopf zu gehen, ohne einen einzigen Tropfen zu verlieren. Wie die Mutter Ceiba schreiten die Frauen der Selva, wenn sie Wasser vom Bach holen. Gerade der Rücken, hoch erhoben der Kopf und mit einem Schritt wie Sommerwolken. So schreitet die Frau, wenn sie auf ihrem Kopf das erfrischende Wasser trägt.

Mutter Ceiba war eine gute Wanderin, denn zu den damaligen Zeiten standen die Bäume nicht still, sondern spazierten von einem Ort zum anderen, machten Kinder und füllten die Welt mit Bäumen. Aber der Wind war auch unterwegs und pffiff gelangweilt vor sich hin. Er sah die Mutter Ceiba und wollte mit ihr spielen, ihre Unterröcke mit einem Handstreich heben. Aber die Ceiba erboste sich und sagte: »Benimm dich, Wind! Siehst du nicht, dass ich auf dem Kopf eine kleine verheulte und launische Lagune trage?«

Jetzt erst sah der Wind das Lagunchen, das sich dort oben sehen ließ im lockigen Haupt der Ceiba. Hübsch fand der Wind das Lagunchen, und er gedachte, sie verliebt zu machen. Und er stieg hoch zum Haupt der Ceiba und begann dem Lagunchen hübsche Worte ins Ohr zu flüstern. Die kleine Lagune ging schließlich darauf ein und sagte zum Wind: »Wenn du mir die Welt zeigst, geh ich mit dir!«

Der Wind musste nicht erst zweimal darüber nachdenken. Aus Wolken machte er ein Pferd und setzte das Lagunchen auf dessen Hinterbacken, und alles ging so schnell, dass Mutter

Ceiba nicht einmal merkte, als er ihr die kleine Lagune vom Haupt nahm.

Und so war die kleine Lagune eine ganze Weile zusammen mit dem Wind unterwegs. Wie hübsch sie sei, sagte der Wind zur kleinen Lagune, und dass es wohl keinen Durst gebe, der nicht in ihrem Wasser gestillt werden könnte, und dass es eine Wonne sein müsse, in ihr zu versinken, und vieles mehr sagte ihr der Wind, um sie zu bewegen, in irgendeinem Winkel des Morgengrauens Liebe mit ihm zu machen. Und sie glaubte ihm alles, was er so sagte. Und jedes Mal, wenn sie über einem Teich oder See vorbeikamen, nutzte dies die kleine Lagune, um sich darin zu spiegeln und das feuchte Haar zu ordnen, und sie klapperte mit ihren flüssigen Augen und machte kokette Gesten mit ihren kleinen Wellen in ihrem runden Gesichtchen.

Immer nur weiter von hier nach da wollte das Lagunchen und hatte nichts im Sinn mit Liebemachen in einem Winkel des Morgengrauens, und dem Wind ging es langsam auf die Nerven, und er trug sie hoch hinauf, und dort bockte er mit einem Wiehern, gab ihr einen Stoß, und die kleine Lagune fiel und fiel, und weil es so hoch war, dauerte das Fallen ziemlich lange, und sie hätte sich sicher ganz schön hart gestoßen beim Aufprall, hätten nicht einige Sterne gesehen, wie sie fiel, und sie fingen sie mit ihren Sternspitzen auf. Sieben Sterne fassten sie von allen Seiten und hoben sie wie ein Betttuch erneut hinauf zum Himmel. Die kleine Lagune wurde bleich vor Furcht, wieder hinunterzufallen. Und weil sie nicht mehr zur Erde zurückwollte, bat sie die Sterne, bei ihnen bleiben zu dürfen.

»In Ordnung«, sagten die Sterne, »aber du wirst überallhin mitkommen müssen, wohin wir gehen.«

»Einverstanden«, antwortete das Lagunchen. »Ich gehe mit euch.«

Aber die kleine Lagune wurde ziemlich betrübt darüber, dass sie immer denselben Weg gehen musste, und wieder fing sie mit der Heulerei an. Davon, von der Heulerei, wachten die Götter auf, und sie gingen los, um zu gucken, was los war oder woher dieses Weinen kam, und sie sahen die kleine Lagune, gezogen von sieben Sternen, durch die Nacht gleiten. Als sie

die Geschichte gehört hatten, wurden die Götter zornig, denn sie hatten die Lagunen nicht dafür erschaffen, am Himmel herumzuziehen, sondern um auf der Erde zu sein.

Sie gingen zur kleinen Lagune und sagten: »Von jetzt an bist du keine Lagune mehr. Die Lagunen leben nicht im Himmel. Aber da wir dich nun nicht mehr runterholen können, bleibst du eben dort oben. Von jetzt an wirst du ›Mondin‹ heißen, und zur Strafe für deine Eitelkeit und Launen wirst du auf ewig den Brunnen spiegeln, in dem das Licht auf der Erde bewahrt wird.«

Denn die Götter hatten das Licht in der Erde aufbewahrt und ein großes, rundes Loch gemacht, damit die Sterne dorthin kommen und trinken könnten, wenn ihnen das Licht und der Mut auszugehen drohten.

So kam es also, dass der Mond selbst kein Licht hat, sondern nur ein Spiegel ist, der als Vollmond das große Lichtloch der Erde widerspiegelt. Spiegel des Lichts, das ist der Mond. Wenn der Mond auf seinem Weg einer Lagune begegnet, schaut Spiegel auf Spiegel. Und wie auch immer, nie ist die Mondin zufrieden oder zornig, eine Unzufriedene eben ...

Auch die Mutter Ceiba bestrafte die Götter, weil sie zu mitleidig gewesen sei. Sie verboten ihr umherzuwandern und gaben ihr die Welt zu tragen auf, außerdem verdoppelten sie ihre Rindenhaut, damit sie sich nicht von jedem Weinen erweichen lasse, das sie hörte.

Seither ist die Rindenhaut der Ceiba wie aus Stein, und die Mutter Ceiba steht fest an einem Platz, ohne sich zu bewegen. Wenn sie sich auch nur ein klein wenig bewegte, würde die Welt einstürzen.

»So war das«, sagt der Alte Antonio. »Seither spiegelt der Mond das Licht, das auf der Erde gehütet wird. Und deshalb hält die Mondin inne, wenn sie eine Lagune sieht, um sich Haar und Gesicht zurechtzumachen. Deshalb bleiben auch die Frauen jedes Mal stehen, wenn sie einen Spiegel sehen, um sich zu betrachten. Das war ein Geschenk der Götter. Jeder Frau schenkten sie ein Stückchen Mond, damit sie sich Haar und Gesicht zurechtmachen könnten und damit sie nicht auf

die Idee verfielen, herumzuspazieren und zum Himmel hinaufzusteigen.«

Der Alte Antonio endete, aber der Wind nicht, und die Wellen fahren fort, das Boot zu bedrohen. Aber ich sage kein Wort. Nicht etwa, weil ich über die Worte des Alten Antonio nachdenken würde, sondern weil ich sicher bin, dass ich mir über dem bewegten Spiegel der Lagune, in dem die Mondin ihrer Eitelkeit frönt, die Seele aus dem Leib kotzen werde, falls ich den Mund auch nur aufmache ...

*(Zuerst erschienen in: La Jornada, 9.–11. Juni 1995)*

*(Übersetzung: Danuta Sacher)*

## 9. Die Geschichte vom Schwert, dem Baum, dem Stein und dem Wasser

Ein schlammiges und verregnetes Morgengrauen überraschte uns im September jenes Jahres, in dem das andere Erdbeben die Apathie und den Rückzug zum Einsturz brachte in dem Land, das dazumal Mexiko hieß. Der Alte Antonio fachte das Feuer in der Hütte an, in die wir uns geflüchtet hatten. Weiterzugehen hatte keinen Sinn, das wusste der Alte Antonio.

Beim Trocknen wurde der Schlamm zu kratziger Erde, die Haut und Erinnerungen wund macht. Der Alte Antonio kümmerte sich wie ich nicht um den Schlamm, der sich bis in die Haare verfestigte, sondern um die Stechmücken, die unsere feuchte Ankunft feierten.

Auf die Feuer- folgte die Tabakzeremonie, und im Rauch des einen wie des anderen begannen wir ein Gespräch über den Unabhängigkeitskrieg. Der Alte Antonio hörte und stimmte mit den Augen zu, als meine Worte Hidalgo, Morelos, Guerrero, Mina, *Pipila* und die Galeanas heraufbeschworen. Es ging mir nicht um Schulweisheiten oder Lektionen, sondern ich versuchte, die Einsamkeit dieser Männer und Frauen nachzuvollziehen, die trotz aller Verfolgung und Verleumdung weitergemacht hatten. Ich hatte noch nicht damit geendet, vom langen Widerstand der Guerilla des Vicente Guerrero in den mexikanischen Bergen zu sprechen, als der Alte Antonio mich mit einem dieser Räusperer unterbrach, die gewöhnlich ankündigen, dass eine neue wunderbare Geschichte auf seine Lippen fließt, so wie die Wärme der qualmenden Pfeife.

Das erinnert mich an etwas, sagte der Alte Antonio, während er das Feuer und seine Erinnerungen entfachte. Und so, zwischen Rebellen aus der Vergangenheit und der Gegenwart, in der Begegnung von Feuer und Rauch, erzählte der Alte Antonio, so wie jemand, der sich von einer schweren, aber kostbaren Last befreit, die Geschichte vom Schwert, dem Baum, dem Stein und dem Wasser ...

Der Alte Antonio kaut auf seiner Pfeife. Er kaut die Worte, gibt ihnen Form und Sinn. Der Alte Antonio beginnt zu sprechen. Der Regen hält inne, um zu lauschen, und das Wasser und die Dunkelheit legen eine Atempause ein.

Unsere besten Vorfahren mussten mit dem Fremden kämpfen, der gekommen war, um unser Land zu erobern. Der Fremde kam mit der Absicht, unser Leben zu ändern, unser Wort, unseren Glauben, er kam mit einem anderen Gott und anderer Gerechtigkeit. Seine Gerechtigkeit war nur dazu da, seinen Besitz zu mehren und uns zu berauben. Sein Gott war das Gold. Geglaubt hat er nur an seine eigene Überlegenheit. Sein Wort war Lüge. Seine Lebensart war die Grausamkeit. Unsere mutigsten Krieger stellten sich ihnen entgegen, und große Kämpfe entbrannten, um das Land vor der Hand der Fremden zu schützen. Aber groß war auch die Kriegsmacht, die die Fremden mit sich brachten. Eine Schlacht folgte auf die andere, wenige nur noch waren unsere Krieger, und die Frauen und Kinder ergriffen die Waffen der Gefallenen.

Damals versammelten sich die Weisesten unserer Vorfahren und erzählten sich die Geschichte vom Schwert, dem Baum, dem Stein und dem Wasser. Sie erzählten, dass vor langer, langer Zeit dort in den Bergen all die Dinge zusammenkamen, die die Menschen benutzen, um zu arbeiten und sich zu verteidigen. Die Götter wandelten umher, wie sie es gewöhnlich taten, oder vielmehr schliefen sie, denn die Götter von damals waren rechte Faulpelze und nicht die erhabensten, die, die Welt erschufen, die Ersten. Mann und Frau gaben sich in irgendeinem Winkel des Morgengrauens ihren Körpern hin und dem Wachstum ihrer Herzen. Still war die Nacht. Sie schwieg, da sie wusste, dass ihr nur wenig Zeit blieb. Da sprach das Schwert ...

»So ein Schwert« – unterbricht sich der Alte Antonio und erhebt eine große, zweischneidige Machete. Aus dem Feuer stiegen für einen Augenblick Funken, dann herrscht wieder die Nacht. Der Alte Antonio fährt fort:

Da sprach also das Schwert: »Ich bin der Stärkste und kann euch alle vernichten. Meine Schneide ist scharf und gibt Macht dem, der mich ergreift, und Tod dem, der sich mir entgegenstellt.«

»Lüge!«, sagt der Baum. »Ich bin der Stärkste. Ich habe dem Wind und wildesten Stürmen getrotzt.«

Das Schwert und der Baum begannen zu kämpfen. Stark und hart wurde der Baum und stellte sich dem Schwert entgegen. Das Schwert schlug und schlug zu, bis der Stamm zerhackt und der Baum gestürzt war.

»Ich bin der Stärkste«, wiederholte das Schwert.

»Lüge!«, sagte der Stein. »Ich bin der Stärkste, denn ich bin hart und alt, schwer und massiv.«

Das Schwert und der Stein begannen zu kämpfen. Stark und hart wurde der Stein und stellte sich dem Schwert entgegen. Das Schwert schlug und schlug zu und konnte den Stein nicht vernichten, aber in viele Stücke zerschlagen. Das Schwert blieb mit stumpfer Schneide zurück und der Stein zerstückelt.

»Das ist unentschieden!«, sagten das Schwert und der Stein, und beide weinten über ihren nutzlosen Kampf.

Währenddessen hatte das Wasser des Baches nur zugeschaut und nichts gesagt. Das Schwert sah es an und sagte:

»Du bist am schwächsten von uns allen! Nichts kannst du gegen niemanden ausrichten. Ich bin stärker als du!« Und mit diesen Worten warf sich das Schwert mit aller Kraft ins Wasser. Es gab ein wildes Hin und Her und viel Lärm, sodass die Fische erschrakten, und das Wasser konnte den Schwertschlägen nicht widerstehen.

Aber nach und nach, ohne etwas zu sagen, nahm der Bach sein gleichmäßiges Fließen wieder auf, umhüllte das Schwert und folgte seinem Weg zum Fluss, der ihn zum großen Wasser leitete, das die Götter geschaffen hatten, um ihren Durst zu stillen. Die Zeit verging, und das Schwert begann zu altern und zu rosten im Wasser, verlor seine Schärfe, und die Fische näherten sich furchtlos und machten sich über es lustig. Mit Pein zog sich das Schwert aus dem Bach zurück. Ohne Schneide und besiegt klagte es:

»Ich bin stärker als der Bach, kann ihm aber nichts anhaben, und er, ohne zu kämpfen, hat mich besiegt!«

Das Morgengrauen verging, und die Sonne stieg auf, um Mann und Frau zu wecken, die sich gemeinsam erschöpft hatten, um Neue zu werden. Sie fanden das Schwert in einem dunklen Winkel, neben dem zerstückelten Stein, dem gefallenen Baum und dem singenden Bach ...

So endeten die Vorfahren mit der Geschichte vom Schwert, dem Baum, dem Stein und dem Wasser, und sie sagten:

»Manchmal müssen wir so kämpfen wie ein Schwert gegen ein wildes Tier, manchmal wie der Baum gegen den Sturm und manchmal wie die Steine gegen die Zeit. Aber manchmal müssen wir auch widerstehen wie das Wasser dem Schwert, dem Baum und dem Stein. Die Stunde ist gekommen, wo wir Wasser sein müssen und unserem Weg zum Fluss und ins große Wasser folgen müssen, das die Götter zur Linderung ihres Durstes geschaffen haben, die erhabensten Götter, die die Welt erschufen, die Ersten.«

»So taten es unsere Vorfahren«, sagte der Alte Antonio. »Sie widerstanden, wie das Wasser den härtesten Schlägen widersteht. Der Fremde kam mit seiner Kriegsmacht, erschreckte die Schwachen, glaubte gesiegt zu haben, und mit der Zeit wurde er alt und rostig. Voller Scham endete der Fremde in einem Winkel, ohne zu verstehen, wieso er verloren war, wo er doch siegte.

Der Alte Antonio entfachte erneut die Pfeife und das Feuer und fügte hinzu:

»So war es, wie unsere besten und weisesten Vorfahren den großen Krieg gegen die Fremden gewannen. Der Fremde ging. Wir sind weiter hier, so wie das Wasser des Bächleins, das stets zum Fluss geht, der es zum großen Wasser bringt, das die Götter geschaffen haben, um ihren Durst zu stillen, die erhabensten Götter, die die Welt erschaffen haben, die Ersten ...«

Das Morgengrauen ging und mit ihm der Alte Antonio. Ich folgte dem Weg der Sonne nach Westen, am Rande eines Baches,

der sich zum Fluss hinschlängelt. Vor dem Spiegel, zwischen Morgen- und Abendsonne, ist die zärtliche Liebkosung der Mitternachtssonne. Eine Linderung, die Wunde ist. Wasser, das Durst ist. Eine Begegnung, die Suche bleibt ...

Wie das Schwert aus der Erzählung des Alten Antonio hat die Offensive der Regierungsarmee im Februar ohne jedes Problem die zapatistischen Gebiete getroffen. Mächtig, blendend, mit beeindruckender Treffsicherheit schlug das Schwert der Mächtigen das Terrain der Zapatisten. So wie das Schwert aus der Erzählung des Alten Antonio machte es viel Lärm und Aufsehens und erschreckte einige Fische. Wie in der Erzählung des Alten Antonio war der Schlag groß, stark – und nutzlos. Wie in der Erzählung des Alten Antonio liegt das Schwert nun im Wasser, wird alt und rostet. Das Wasser? Hat seinen alten Weg wieder aufgenommen, hat das Schwert umhüllt und zieht, ohne es zu beachten, weiter zum Fluss, der es zum großen Wasser bringt, in dem die erhabensten Götter ihren Durst löschen, die, die die Welt erschufen, die Ersten ...

Also gut. Gute Gesundheit und möge das Wasser erquicken und den Durst löschen.

Der Sup auf dem Weg bachabwärts.

*(Postskriptum mit Lektionen über Strategie und Taktik des Kommuniqués vom 29. Mai 1995 zum Ende der nationalen Befragung)*

*(Übersetzung: Danuta Sacher)*

## 10. Die Geschichte von den Träumen

Der Alte Antonio versicherte sich aus dem Augenwinkel, dass ich wach war, und fragte: »Was hast du geträumt?«

»Nichts«, antwortete ich ihm, während ich die Pfeife und den Tabak im Patronengurt suchte.

»Das ist schlecht. Träumend träumst du und erkennst du. Träumend weißt du«, erwiderte der Alte Antonio, während er mit dem Schleifstein die Schneide seiner Machete in einer langsamen Liebkosung schärfte.

»Schlecht? Warum?«, fragte ich und steckte mir die Pfeife an.

Der Alte Antonio unterbrach seine Schleifarbeit, und nachdem er die Schärfe der Klinge geprüft hatte, legte er die Machete zur Seite. Mit den Händen und dem Mund begann er eine Zigarette und eine Geschichte.

»Die Geschichte, die ich dir erzählen werde, hat mir niemand erzählt. Nun gut, mein Großvater hat sie mir erzählt, aber er hat mich vorgewarnt, dass ich sie nur verstehen würde, wenn ich sie träumte. Also werde ich dir die Geschichte erzählen, die ich geträumt habe, und nicht die, die mir mein Großvater erzählt hat.« Der Alte Antonio zieht seine Beine an und reibt sich die müden Glieder. Er stößt eine Wolke Rauch aus, die den Widerschein des Mondes auf der stählernen Klinge, die auf seinen Beinen ruht, eintrübt, und fährt fort ...

»In jeder Hautfalte, die im Gesicht der großen Großeltern aufblüht, nisten und leben unsere Götter. Es ist die Zeit von früher, die zu uns kommt. Durch die Zeit wandert das Wissen unserer Vorfahren. Durch die Ältesten der Alten sprechen die großen Götter, wir hören zu. Wenn die Wolken sich auf der Erde schlafen legen und sich mit ihren Händchen nur leicht an den Hügeln fest halten, dann steigen die ersten Götter herab, um mit den Männern und Frauen zu spielen und sie die wahren Dinge zu lehren. Selten zeigen sich die ersten Götter, wie Nacht und Wolken sehen sie aus. Träume träumen wir, um besser zu sein.

Durch die Träume sprechen die ersten Götter zu uns und lehren uns. Der Mensch, der nicht zu träumen versteht, bleibt sehr allein und verbirgt seine Unwissenheit in der Angst. Damit sie sprechen konnten, damit sie wissen und sich selbst erkennen konnten, lehrten die ersten Götter die Maismänner und Maisfrauen zu träumen, und Nahuals gaben sie ihnen, damit diese sie auf ihrem Lebensweg begleiteten.

Die Nahuals der wahren Männer und Frauen sind der Jaguar, der Adler und der Kojote. Der Jaguar, um zu kämpfen, der Adler, um die Träume zu beflügeln, und der Kojote, um zu denken und sich nicht von der Macht betrügen zu lassen.

In der Welt der ersten Götter, jener, die die Welt erschufen, ist alles Traum. Die Erde, die wir bewohnen und auf der wir sterben, ist ein großer Spiegel des Traums, in dem die Götter leben. Alle zusammen kommen die ersten Götter. Gleiche sind sie. Keiner ist oben und keiner ist unten. Die Ungerechtigkeit ist es, die Regierung wird und die Welt in Unordnung und einige wenige nach oben und die vielen nach unten bringt. Nicht so in der Welt.

Die wahrhafte Welt, der große Spiegel des Traums der ersten Götter, jener, die die Welt erschufen, ist sehr groß und alle passen gleichermaßen hinein. Sie ist nicht wie die Welt von heute, die sie klein gemacht haben, damit die wenigen oben und die vielen unten sind. Die Welt von heute ist nicht richtig, sie ist kein guter Spiegel, der die Welt der Träume spiegelt, in der die ersten Götter wohnen.

Deshalb schenkten die Götter den Maismenschen einen Spiegel, der Würde heißt. In ihm sehen sich die Menschen als Gleiche, und als Rebellen, wenn sie nicht gleich sind. So begann die Rebellion unserer ersten Großeltern, jener, die heute in uns sterben, damit wir leben.

Der Spiegel der Würde hilft, die Dämonen zu besiegen, die die Finsternis verbreiten. Im Spiegel sieht sich der Herr der Finsternis als das Nichts gespiegelt, das ihn formt. Als wäre er nichts, verflüchtigt sich in Nichts der Herr der Finsternis, der Ungleichmacher der Welt, angesichts des Spiegels der Würde. [...]

Einen Mond für jede Brust schenkten die Götter den Müttern, damit sie die neuen Männer und Frauen mit Träumen nährten. Mit ihnen kommt die Geschichte und die Erinnerung, ohne sie herrscht Tod und Vergessenheit. Die Erde, unsere große Mutter, hat zwei Brüste für die wahren Männer und Frauen. »Lasst uns träumen« sagen sie und »Lasst uns kämpfen« sagen sie und sagen sie sich.

Der Alte Antonio schwieg. Entweder schwieg er oder ich war eingeschlafen. Ich träume, dass ich träume, ich träume, dass ich weiß, ich träume, dass ich verstehe ...

Milch schenkt oben am Himmel die Brust des Mondes der Sternenstraße. Die Morgendämmerung war Königin und alles war zu tun, zu träumen, zu erkämpfen.

»Lasst uns träumen«, sagen sie und sagen sich:

»Lasst uns kämpfen.«

*(Aus dem Communiqué vom 25. Dezember 1995; Postskriptum, welches lehrt zu träumen oder – was dasselbe ist – zu kämpfen)*

*(Übersetzung: Theo Bruns)*

## 11. Die Geschichte vom Regenbogen

Der Nachmittag verabschiedete sich bereits. Es herrschte dieses glänzende Grau, wie es auch den Tagesanbruch ankündigt. Der Alte Antonio rückte zwei Kaffeesäcke zurecht und setzte sich an meine Seite. Ich wartete auf die Ankunft einer Verbindungsperson, die mir helfen sollte, eine Gegend zu durchqueren, in der es keine Compañeros gab. Die Durchquerung musste nachts geschehen. Der Monat Januar und das Jahr 1986 brachen an. Es waren immer noch die Zeiten des Verstecks, wir verbargen uns vor denen, deren Teil wir später sein sollten. Ich schaute Richtung Westen, und hinter dem Pfeifenrauch verschanzt versuchte ich, von einem besseren Morgen zu träumen.

Der Alte Antonio verharrte schweigend und machte gerade das typische Geräusch, auf das hin er sich eine jener Zigaretten drehte, die Rauch und Geschichten ankündigten. Aber der Alte Antonio sprach nicht. Er blickte dorthin, wo ich hinsah, und wartete geduldig darauf, dass ich sprechen würde.

»Wie lange noch werden wir uns vor unseren Leuten verstecken müssen?«, fragte ich, während der Rauch des letzten Zuges sich dem Pfeifenkopf entwand.

Der Alte Antonio räusperte sich und entschloss sich endlich, Zigarette und Gespräch anzufachen. Allmählich, wie jemand, der Hoffnung schöpft, erleuchtete der Alte Antonio den Nachmittag neu mit der Geschichte von den sieben Regenbogen ...

Ganz am Anfang der Welten, auf denen später unsere größten Vorfahren schritten, kamen die erhabensten Götter, die, die die Welt erschufen, die Ersten, herunter, um mit den Maismännern und -frauen zu sprechen. Es war ein Nachmittag wie dieser, kalt, regnerisch, mit einer hervorblinzelnden Sonne. Die allerersten Götter setzten sich mit den Maismännern und -frauen zusammen, um sich über die Wege eins zu werden, die die wahrhaften Männer und Frauen beschreiten mussten. Denn diese Götter,

die die Allerersten waren, die, die die Welt erschufen, waren nicht so herrschsüchtig wie die Götter, die nach ihnen kamen. Die ersten Götter waren nicht herrschsüchtig, sie suchten ein gutes Einvernehmen unter sich und mit den Maismännern und -frauen. Sie versuchten immer, zusammen einen guten Weg zu finden, mit einer guten Vereinbarung und guten Worten. Und so waren sie da an diesem Nachmittag, der zu den ersten der allerersten Welt gehörte. Die erhabensten Götter sprachen mit den Maismännern und -frauen, mit Ihresgleichen.

Sie kamen überein, die guten Abkommen mit anderen Männern und Frauen, mit anderen Sprachen und anderen Gedanken zu suchen. Die Maismänner und -frauen mussten sehr tief in ihr Herz schauen, um die Worte zu suchen, die andere Männer und Frauen anderer Hautfarben und anderer Herzen verstehen könnten.

Und so einigten sie sich auf die Arbeiten, die die Maismänner und -frauen machen mussten, um eine gute Welt zu schaffen. Und so kamen sie überein, dass die allerersten Arbeiten sieben an der Zahl waren, die wichtigsten, um uns neu zu schaffen. Und es sprachen die sieben ersten Götter, die, die die Welt erschufen, indem sie sagten, dass die zu erfüllenden Arbeiten sieben an der Zahl seien, damit die Welt gut sei und uns neu erschüfe. Die erhabensten Götter sagten, es müssten sieben sein, denn es seien sieben Lüfte oder sieben Himmel, die der Welt ein Dach gäben, und so benannten die ersten Götter die sieben Himmel: der siebte Himmel der von NOHOCHAACYUM, der große Vater Chaac. Im sechsten Himmel die CHAACOB oder Götter des Regens. Im fünften die KUILOB KAAXOB, die Herren des Ödlands. Im vierten Himmel die Wächter der Tiere. Im dritten Himmel die bösen Geister. Im zweiten die Götter des Windes. Im ersten, direkt über der Erde, die BALAMOB, die die Kreuze des Dorfes und der Maisfelder bewachen. In der Tiefe war KISIN, der Gott des Bebens und der Angst, der Teufel.

Und die ersten Götter sagten auch, dass es sieben Farben gebe und dass sie nach sieben Zahlen gezählt würden.

»Die Geschichte der Farben habe ich dir bereits an einem anderen Tag erzählt, und die der sieben Arbeiten erzähle ich dir später, wenn es Zeit und Gelegenheit dafür gibt, dass du sie hörst und ich sie dir erzähle«, sagt der Alte Antonio, indem er seine Zigarette zu Ende raucht, während diese gleichzeitig zu glimmen aufhört.

Danach kommt das Schweigen, in das der Alte Antonio Rauch und Träume packt. Ein winziger Blitz am Streichholz in seiner Hand, und das Feuer frisst sich weiter:

Und so kamen die Maismänner und -frauen überein, die sieben Arbeiten zu erfüllen, damit die Welt gut werde, und sie schauten zu dem Ort, wo Sonne und Mond sich im Halbschlaf ablösen. Und sie fragten die ersten Götter, wie viel sie laufen müssten, um diese sieben Arbeiten zu erfüllen, die dazu dienen, die Welt neu zu erschaffen. Und die ersten Götter sagten, sieben mal sieben müsste die Sieben gegangen werden, weil diese Zahl herausgekommen sei, die daran erinnerte, dass nicht alle gerade sein konnten und dass immer Platz für den anderen da sein muss.

Und so sagten die Maismänner und -frauen: ›Gut‹, und schauten wieder Richtung Berge, die ein Körbchen waren, um die Brüste der Mutter Erde abwechselnd zu bewahren, eine tagsüber, die andere nachts. So schauend fragten die Maismänner und -frauen sich, wie sie wissen könnten, wie viel es ist, sieben mal sieben die Zahl Sieben zu gehen. Und die ersten Götter sagten, sie wüssten es auch nicht, denn sie wären zwar die ersten Götter, aber wüssten nicht alles und müssten noch viel lernen. Darum gingen sie nicht sofort, sondern blieben mit den Maismännern und -frauen, um zusammen das Neue zu lernen. Also gab es eine Versammlung zwischen den ersten Göttern und den Maismännern und -frauen, und sie machten sich daran, zusammen nachzudenken und zusammen einen guten Weg zu finden, der die Welt neu erschüfe. Damit waren sie beschäftigt, d.h. miteinander nachdenkend, wissen wollend, sprechend, lernend. Da waren sie, als der Regen mitten im Nachmittagshimmel festhing, ohne zu fallen noch zu

verschwinden. Er war nur einfach dort, und die Maismänner und -frauen verharrten ebenso schauend wie die ersten Götter, und auf einmal begann sich eine Brücke aus Licht, Wolken und Farben zu malen. Die Brücke kam vom Berg und ging zum Tal, und dann sah man klar, dass die Brücke aus Farben, Wolken und Licht weder von irgendwo kam noch irgendwohin ging, sondern einfach da war, über dem Regen und der Welt. Und die Brücke aus Licht, Farben und Wolken hatte sieben Farben wie Streifen. Und so sahen sich die ersten Götter und die Maismänner und -frauen ein weiteres Mal an, und sie schauten wieder auf die Brücke, die weder kam noch ging, sondern einfach da war. Da verstanden sie, dass die Brücke aus Farben, Wolken und Licht weder kommt noch geht, sondern dazu dient, irgendwohin zu gehen oder von irgendwoher zu kommen. Daraufhin waren sie alle sehr fröhlich. Sie dachten nach, lernten und wussten, dass das Gute war, Brücke zu sein, damit die guten Welten kommen und gehen, die neuen, die wir schaffen.

Schnell holten die Musiker ihre Instrumente hervor, und schnell bewegten die ersten Götter und die wahrhaften Männer und Frauen ihre Füße. Sie tanzten, weil sie bereits ein bisschen nachgedacht, gewusst, miteinander gesprochen und gelernt hatten. Nachdem sie mit dem Tanzen aufgehört hatten, kamen sie ein weiteres Mal zusammen und fanden heraus, dass sieben mal sieben sieben Regenbogen mit sieben Farben bedeutete, die besritten werden mussten, damit die sieben wichtigsten Arbeiten erfüllt werden konnten. Und sie wussten auch bereits, dass nach den sieben beendeten sieben weitere folgen würden, denn die Brücken aus Wolken, Farben und Licht gehen weder noch kommen sie, sie haben weder Anfang noch Ende, sondern sie spannen sich immer von der einen Seite zur anderen. Und so kam die Vereinbarung zwischen den ersten Göttern und den wahrhaften Männern und Frauen zustande.

Darum, seit diesem Nachmittag der Freude und des Wissens, verbringen die Maismänner und -frauen, die wahrhaften, ihr Leben damit, Brücken zu bauen, und auch im Tod werden Brücken gebaut. Brücken, die immer aus Farben, Wolken und

Licht bestehen, Brücken, um von der einen zur anderen Seite zu gehen, um die Arbeiten zu machen, die die neue Welt schaffen. Damit wir gut werden, schreiten die Maismänner und -frauen, die wahrhaften, sieben mal sieben die Sieben ab. Sich Brücken bauend leben sie, sich Brücken bauend sterben sie ...

Der Alte Antonio schweigt. Ich sehe ihn an und will ihn gerade fragen, was das mit meiner Frage zu tun hat, wie lange wir uns verstecken werden, als ein Licht ihm seinen Blick erleuchtet, und lachend zeigt er gegen den Berg, gen Westen. Ich drehe mich um und sehe einen Regenbogen, der weder geht noch kommt, der einfach da ist, Welten verbindend, Träume verbindend ...

Bis heute, den siebten Tag des anbrechenden Jahres, sind sechs Regenbogen während des Weges erschienen. Wider die Angst in der Brust, den Schwindel und das Erstickten der gestrigen Schlaflosigkeit erinnerte eine Brücke aus Licht, Wolken und Farben sechs Mal an den Alten Antonio und seine Geschichte von den sieben Regenbogen. Ich habe den Weg hierher damit verbracht, auf das Erscheinen des siebten Regenbogens zu warten. Die Kälte der Coletos trug mir weitere Erinnerungen von einigen Morgendämmerungen vor zwei Jahren zu, als mit Bomben und Soldaten das dunkelhäutige *Ya basta!*, das mit der Morgendämmerung in die Welt kam, ausgelöscht werden sollte. Vor zwei Jahren, auf diesen selben Böden, erwachte die Würde der Indígenas und machte uns wach. Weder war der Schmerz gering noch der Tod klein. Aber das ist eine andere Geschichte, und ich wollte auch einfach nur sagen, dass hier der siebte Regenbogen war. Auf diesem Treffen oder Forum, wo wir zusammen denken, sprechen, lernen, wissen. Und ich wollte euch sagen, dass dies, eures und unseres, der siebte Regenbogen ist, die siebte Brücke, die wir uns bauen müssen, um unsere neuen Welten zu erschaffen. So, dass uns einfach nicht mehr fehlt, als sieben mal sieben die Sieben zu beschreiten, um zu sagen und um uns zu sagen, dass wir die sieben Arbeiten beendet haben, die die gute Welt gebären, die uns neu erschafft.

Danke, Brüder. Willkommen zum Regenbogen, willkommen zur Brücke, willkommen zum Schritt, der geht und kommt, immer willkommen zum aufrechten Wort, eurem, unserem, dem von uns allen.

*(Worte des Subcomandante Marcos vor dem Plenum des Nationalen Indígena-Forums am 7. Januar 1996 in San Cristóbal de las Casas)*

*(Übersetzung: Gerold Schmidt)*

## 12. Die Geschichte von den Wegen und den Wanderern

Beschämtes Bekenntnis dessen, was im Schlussakt hätte gesagt werden müssen, aber nicht gesagt wurde, weil so ein Akt seeehr ernst genommen werden muss.

Um die Wahrheit zu sagen: Wir wollen nicht, dass ihr fortgeht, sondern dass ihr für immer in La Realidad bleibt. Dann könntet ihr sehen, wie diese Ceiba hier zu meiner Linken sich die Röcke schürzt, wenn der Mond gerade mal eine Lichtwimper in der Nacht ist, und ihren Zapateado-Tanz auf der Wiese beginnt, immer den Schopf hoch erhoben, und wie ich das Halstuch gut festzurre und wir gemeinsam zu kreisen beginnen. Jedermann würde sagen, wir seien betrunken, aber nein: Es ist nur der Mond, der einige uns unbekannte Nerven kitzelt.

Und ihr könntet sehen, dass sich in den dunkelsten Nächten die erhabensten Götter hier versammeln, die, die die Welt erschufen, die Ersten. Hier ergreifen die ersten Götter das Wort, und sie erzählen Schönes und Nichtiges, erzählen von ihren Freuden und ihrem Leid, denn die erhabensten Götter, die, die die Welt erschufen, kennen Tränen und Lachen. Und manchmal verzweifeln sie darüber, dass sie sich nicht mit den Männern und Frauen verständigen können, denn viel hätten sie ihnen zu sagen, und sie streifen durch die Nacht auf der Suche nach dem Alten Antonio und raunen ihm ihre wahrhaften Worte zu, und der Alte Antonio, zwar tot, aber wie auch immer, dreht sich eine Zigarette und raucht, und in den Tabakwolken schreibt er die Geschichten auf, die ihm die erhabensten Götter, die, die die Welt erschufen, die ersten Götter, diktieren, damit er sie den Maismännern und -frauen, den wahrhaften Menschen, weitergebe. Und ich sage, dass der Alte Antonio deshalb so viel raucht. Er raucht, damit er die Geschichten nicht vergisst, die ihm die Götter erzählen. Und auch der Alte Antonio streift durch die Nacht und sucht nach mir, um zu plaudern oder auch nur ein Streichholz zu borgen für seine Zigarette.

Letzte Nacht fand er mich, und ich steckte ihm ein Streichholz an, und das Flämmchen erhellte sein Gesicht, als er sich annäherte, um die Zigarette anzuzünden. Und ich sah seine Augen, und in seinen Augen sah ich mich selbst und dass ich nicht allein war. Ich saß neben dem Alten Antonio, genau wie in jener Aprilnacht vor zehn Jahren, als der Druck auf meiner Brust mich ersticken wollte. Beide rauchten wir vor uns hin, sahen auf das Feuer und unsere Füße, denn mehr war nicht zu sehen, und ich glaube vor lauter Auf-die-Füße-Gucken in all dem Qualm des offenen Feuers, der Zigarette und der Pfeife begann der Alte Antonio sich zu erinnern und erzählte mir die Geschichte von den Wegen und den Wanderern ...

Vorher gab es kein Nachher. Die Zeit ruhte in sich selbst wie diese Nacht. Im Vorher lebten die erhabensten Götter, die, die die Welt erschufen, die Ersten. Sie saßen vor sich hin, die Götter, da es nichts gab, wohin sie hätten gehen können. Denn im Vorher gab es kein Nachher, und deshalb bewegten sie sich nicht, weil es ja nicht möglich war, zu sagen, dass sie vorher hier und nachher dort waren. So lebten die Götter im Vorher, und sie begannen darüber nachzudenken, das Nachher zu erfinden, weil es ziemlich traurig war in einer Welt, die im Vorher stehen blieb und niemals beim Nachher ankam.

So kam es, dass einer der sieben Götter zu den anderen sagte, vielmehr zu sich selbst sagte, dass sie herausfinden müssten, wie sie ins Nachher gelangen könnten, um nicht immer im Vorher verharren zu müssen, und alle stimmten zu und sagten, dass es eine gute Idee sei, das Nachher zu finden, und also begannen sie zu tanzen und waren zufrieden, aber viel konnten sie nicht tanzen, denn sie blieben immer am selben Fleck, also im Vorher, und deshalb, wie sie so immer am selben Fleck tanzten, stießen sie aneinander, die einen an die anderen, und vor lauter Tanzen begannen einige sich dorthin und andere dahin zu bewegen, und so wurde das Vorher etwas breiter und sah aus wie sieben Linien und ein kleiner Stern, noch sehr klein, aber die Götter merkten, dass sie schon das Nachher erfinden hatten, denn vorher waren alle am selben Fleck zusam-

mengedrängt, und jetzt, also nachher, waren sie schon etwas auseinander, und sie waren sehr froh, die Götter, und gaben sich der Tanzerei hin, denn so waren sie, die Götter, immer nur aufs Tanzen aus, und jeder Vorwand war ihnen recht, um die Marimba klingen und die Hüften schwingen zu lassen.

Und wie sie merkten, dass das Nachher sehr klein blieb und sie nicht weit kamen und das Vorher sehr nah blieb, wurden sie wieder ernst und vereinbarten, erneut im Vorher zusammenzukommen und die Lage zu besprechen und darüber zu beraten, wie sie das Nachher vergrößern und sich weiter vom Vorher entfernen könnten, und so hielten sie eine Art Vorbereitungskonferenz ab und dachten darüber nach, wie die sieben Linien den Stern gezeichnet hatten, und sie erinnerten sich, dass es war, als sie tanzten, sich gegenseitig anstießen, voneinander entfernten nach verschiedenen Seiten hin, und dass das vorher war und dass sie nachher voneinander getrennt waren und beim Tanzen nicht mehr aneinanderstießen und sich deshalb nicht mehr nach verschiedenen Seiten hin entfernten.

Da waren die Götter wieder froh und gaben sich wieder dem Tanz hin, und wieder stießen sie aneinander und waren nachher voneinander getrennt, wurden wieder ernst und trafen sich erneut im Vorher, und eine ganze Weile ging es so hin und her zwischen Vorher und Nachher, zwischen Ernst und Tanz, und das Vorher und das Nachher blieben klein, bis ihnen die gute Idee kam, sich gegenseitig zu ihrem jeweiligen Nachher zu begleiten, und das taten sie, und ein neuer Tanz begann, und wieder stießen sie aneinander, und so entstanden sieben neue Linien aus einer der sieben ersten Linien, und dann gingen sie zum Nachher eines anderen, so taten sie sieben Mal, und als sie ins Vorher zurückkehrten, sahen sie, dass das Nachher schon weiter entfernt war als vorher, aber noch immer war es nah, obwohl sie schon sieben mal sieben Linien hatten, und dass es gut war, aber nicht ausreichte, damit das Vorher vom Nachher weit genug entfernt war, und dass sie weitertanzen mussten im Nachher, das vorher das Nachher des ersten Vorher gewesen war, und dass das eine ganz schön komplizierte Arbeit sein würde, wo sie doch weiter die Welt erschaffen mussten,

denn sie waren die erhabensten Götter, die, die die Welt erschufen, die Ersten, und deshalb kamen sie überein, welche zu erschaffen, um die Arbeit des Tanzens, Ernstwerdens, Zusammenkommens und Auseinandergehens fortzuführen und so das Vorher und Nachher zu erweitern, und danach meinten sie, den Linien einen Namen geben zu müssen, die nach jedem Ernstwerden und Tanzen entstanden, und sie nannten sie ›Wege‹, und die, die die Arbeit übernahmen, nannten sie ›Wanderer‹, und sie erklärten ihnen sorgfältig ihre Arbeit und dass sie nicht einfach sei, weil sie dauernd ins Vorher zurückkehren mussten, um nachher weiter zu kommen, und dass sie tanzen lernen mussten und ernst zu sein und zusammenzukommen, und danach legten sich die erhabensten Götter schlafen, die, die die Welt erschufen, die Ersten, denn sie waren sehr müde geworden vom vielen Tanzen und Ernstwerden, und sie schickten die Wanderer los, neue Wege zu öffnen, und die Götter schliefen ein und träumten von Sternwegen, die neue Sterne formten, und so wurden die Wege und die Wanderer erfunden, aus dem Ernst und der Fröhlichkeit der erhabensten Götter, derer, die die Welt erschufen, der Ersten ...

Der Alte Antonio schweigt. Ich gebe es auf, meine Füße zu betrachten, und aufblickend merke ich, dass die Nacht schon das Morgengrauen ankündigt und der Alte Antonio nicht mehr da ist.

Dass das vorher war und jetzt nachher ist und dass dieses Nachher mit Ernst und Fröhlichkeit größer gemacht werden muss durch unser Zusammensein und dadurch, dass jeder in sein Vorher zurückkehrt ... Aber nachher blieb die Nacht schwarz wie ein Türloch, mit vielen Schatten überall, und schwer war es, die Mitternachtssonne zu finden, die, die die Worte und Sehnsüchte um sich sammelt, und ich erinnere mich, dass ich euch sagen wollte, dass ihr nicht fortgehen sollt und dass ihr, wenn ihr bliebet, sehen könntet, wie der Mond zur Trommel wird, deren Wünsche der Wind zum Klingen bringt. Und ihr könntet sehen, dass die Grillen nichts anderes als träge Sterne sind, die unaufhörlich darüber jammern, dass sie herun-

tergefallen sind, dass die Glühwürmchen Lichterketten malen und das Licht sogar in den dunkelsten Winkeln der Nacht zu erraten ist.

Ihr würdet merken, dass, wenn der Mond nur ein fahles Segel ist, dieser Ort, der tagsüber ein Freilicht-Auditorium zu sein scheint, errichtet aus dem Holz der Korkeiche und des Huax, des Guarumbo, Chacalté, der Kiefer, des Hormiguillo und Canalté, sich in der Nacht in ein machtvolles Schiff verwandelt, voll gepackt mit Menschen und großen Kisten, fremd die einen wie die anderen. Und es riecht nach Salz und Wasser, und alles ist wie auch die Feuchtigkeit Sache der Vorlieben eines jeden, und es scheint, dass der Wind »Los geht's!« ruft, aber gleichzeitig scheint es, dass dieses Schiff nie die Fahrt aufnehmen wird, denn es gibt oben und unten Leute, und plötzlich merkt jemand, dass die von oben diejenigen sind, die an Land bleiben sollten, und dass die Besatzung unten ist und Bonbons lutscht, mit Taschentüchern winkt und mit einem melancholischen Lächeln »Adios« sagt und dass die von oben ziemlich erschrocken sind, denn sie hatten sich darauf vorbereitet, am Kai Bonbons zu lutschen und mit einem melancholischen Lächeln zum Abschied mit Taschentüchern zu winken, während das Schiff sich langsam entfernte, und nicht darauf, die dröhnenden Befehle dieses eisernen Kapitäns entgegenzunehmen, dessen Gesicht unvollständig, dessen Nase und Schwert groß sind, mit einem Holzbein und einem blitzenden Haken anstelle der linken Hand.

Und der grimmige Kapitän befiehlt, die Anker zu lichten und das Segel hochzuziehen, und »Volle Kraft voraus!« ruft seine heisere Stimme, und niemand weiß, was zu tun ist, und jemand wagt zu fragen: »Hat diese Nusschale etwa einen Motor?«, worauf die Hakenhand des Kapitäns die Kehle des Unglücklichen umklammert, und niemand sonst mehr witzig sein will, und alle den Kapitän furchtsam und vorwurfsvoll anblicken, und der Kapitän sieht nur die Hälfte, denn er ist einäugig, und manchmal sieht er die furchtsame Hälfte und manchmal die vorwurfsvolle Hälfte, und jedenfalls merkt er, dass es nicht stimmt, dass einige zur Besatzung gehören

und die anderen zum Verabschieden gekommen sind, sondern dass in Wirklichkeit alle zur Besatzung gehören und zum Verabschieden gekommen sind, nur dass sie es nicht fertigbringen, sich zwischen dem einen und dem anderen zu entscheiden, und der Kapitän hat alles, außer Zeit, und außerdem ist er ziemlich verärgert, weil er rausgefunden hat, dass die Mehrheit der Mannschaft aus Frauen besteht, und weil der Kapitän schließlich Pirat und kein Selbstmörder ist, korrigiert er diskret das Schild, auf dem steht »Frauen nicht zugelassen« und radiert das »nicht« weg, sodass ein überflüssiges »Frauen zugelassen« bleibt.

Und dasselbe geschieht mit den Homosexuellen und Lesben, den Jugendlichen, Häftlingen, Indigenas und all den anderen von anderen Schiffen Verstoßenen, und der Kapitän zieht ein Gesicht, das sein Antlitz noch mehr entstellt, und auf Deck herrschen Furcht und Vorwurf, und vielleicht weiß nur die Grimasse selbst, dass sie ein Lächeln ist, oder vielleicht nicht einmal sie, jedenfalls lächelt der Kapitän, weil ein Schiff da ist, das Meer da ist und der Tabak die für diesen Fall nötigen Wolken produziert und die Mannschaft hervorragend diszipliniert ist, was heißen will, dass jeder das macht, was er will, und keiner auf die Befehle hört und alle zufrieden sind, auf dieses Schiff gekommen zu sein, weil sie keine Lust mehr auf Befehle haben, sondern mitmachen wollen und Kapitäne, Matrosen, Schiff, Meer, Wolken und alles das sein wollen, und natürlich kann das Schiff aus demselben Grunde nie ablegen, oder zumindest scheint es so, denn plötzlich kommt eine dieser unerwarteten Brisen auf, holt das Schiff aus dem Hafen und hinaus aufs offene Meer, und mit so viel Rebellentum an Bord fährt es in keine bestimmte Richtung, sondern dreht sich wie ein Karussell, und die großen Politiker in ihren hohen Aussichtstürmen lachen schallend, als sie sehen, dass dieses Piratenschiff nirgendwohin segelt und ihre Schätze und Reichtümer sicher sind vor diesen Seeleuten, die als Erstes nach Besteigen des Schiffes die Reling aufgesucht haben, um diskret die Mahlzeiten loszuwerfen, die sie im Magen geladen hatten, und die Mannschaft ist glücklich, dass das Schiff von

einer zur anderen Seite geht, ohne irgendwohin zu kommen, und der Kapitän sagt nichts, aber es ist zu vermuten, dass er zufrieden ist, denn schon immer hat er von einem Karussell mit Pferdchen, Schwänen, Bötchen und natürlich einer Kutsche für die Liebste geträumt, und er denkt daran, bunte Lichter zu setzen und Musik und ein Kassenhäuschen, in dem jemand keine Fahrkarten verkauft, sondern Nusseis verschenkt und Bonbons und Spucktüten für die Seekrankheit, und daneben würde es einen Zuckerwattestand geben, der natürlich keine Zuckerwatte anbietet, sondern Wolken und Farbstifte, damit sich jeder seine Wolke so anmalen kann, wie er will, und mit Sicherheit würde das Schiff von oben wie ein verknäulter Regenbogen aussehen, und der Kapitän stellt sich das Luftbild vor, denn eigentlich wollte er immer ein Flugzeug bemannen, aber das ist abgestürzt und er musste es in ein Schiff umwandeln, wobei er sagt, dass es nicht abgestürzt ist, weil es aus Papier war, sondern weil man dort oben ziemlich allein ist, und eigentlich wollte er Astronaut werden und ein Interplanetarisches Treffen für die Universalität und gegen Sonstwas durchführen, auf dem Mars, und auf einmal meldet jemand dem Kapitän ›Mann über Bord!‹, und der Kapitän ist überrascht, nicht weil jemand ins Meer gefallen ist, sondern dass man es ihm meldet, denn die Unordnung an Deck ist lustig, aber für jedes koordinierte Handeln unbrauchbar, jedenfalls ordnet er an, dass ein Rettungsring hinuntergeworfen wird, aber natürlich wirft niemand einen Rettungsring hinunter – nicht aus fehlender Disziplin, sondern weil niemand ins Wasser gefallen ist, vielmehr ein Witzbold aufs Klo ging und das auf diese Weise angekündigt hat, jedenfalls schaut der Kapitän, ob Haie in der Nähe sind, was nicht der Fall ist, trotzdem wirft er seine Angelrute aus, dorthin, wo es sich gehört, nach oben, und so verharret der Kapitän in der Erwartung, einen Schatz zu angeln, eine Sirene oder einen Stern von denen, wie sie über uns sind – habt ihr sie schon gesehen? – ja, genau diesen, der vorher und nachher erlöscht, weiterleuchtet, aufgeht ...

In Ordnung. Gute Gesundheit und seid vorsichtig mit diesen Felsriffen, die auf dem Weg der Macht lauern. Beim Segeln

kommt es nicht darauf an, zu welchem Hafen man fährt, sondern auf dieses Gefühl, alles neu zu beginnen ...

Der Sup, beim Ankerlichten und Tabletten-gegen-die-Seekrankheit-Nehmen ...

*(Postskriptum der Abschiedsbotschaft der EZLN auf dem amerikanischen Vorbereitungstreffen zum Interkontinentalen Treffen für die Menschheit und gegen den Neoliberalismus, La Realidad, 7. April 1996)*

*(Übersetzung: Danuta Sacher)*

### 13. Die Geschichte vom Anfang und vom Ende

*Gestern* drang der Regen überall ein. Die Hütte des Alten Antonio war wie ein nutzloser Schatten im Sturm, mit dem der Juni den Mais wiederbelebte, der bereits in der harten Erde eines zu langen Monats Mai erlosch. Ich wusste nicht mehr, ob ich mich in oder vor der Hütte befand, ich wurde genauso nass wie ohne Dach.

Ich versuchte, die Waffe vor dem Regen zu schützen, nicht aus Angst, dass sie später nicht funktionieren würde, sondern damit sich die sorgfältige Reinigung nicht als vergebens herausstellte. Ein innerer Blitz, der Funkenschlag des Alten Antonio, der seine Zigarette anzündete, erinnerte mich daran, dass ich trotz des undichten Daches und Hutes in der Bude des Alten Antonio war. Mehr aus einem Reflex als aus Lust zu rauchen versuchte ich, die Pfeife anzustecken, denn ein fetter Regentropfen hatte den Tabak durchnässt, der gerade im Pfeifenkopf zu dampfen begonnen hatte. Der Alte Antonio tröstete mich auf die beste Weise, die ihm einfiel, und ihm fiel ein, mir die Geschichte vom Anfang und vom Ende zu erzählen ...

Es war schon eine ganze Weile vergangen, seitdem das *Gestern* alt geworden war und sich allein in einem Winkel der Welt befand. Es war bereits eine Weile vergangen, seitdem die erhabensten Götter, die, die die Welt erschufen, die Ersten, eingeschlafen waren. Sie waren all des Tanzens und des Wegbereitens und Fragestellens sehr müde geworden. Deshalb waren die ersten Götter eingeschlafen. Sie hatten bereits mit den wahrhaften Männern und Frauen gesprochen, und sie waren alle darin übereingekommen, weiterzugehen. Denn nur beim Gehen würde man die Welt erleben, so sprachen die erhabensten Götter, die, die die Welt erschufen, die Ersten.

»Wie lange noch werden wir weitergehen?«, fragten sich die Maismänner und -frauen.

»Wann haben wir begonnen?«, erwiderten die wahrhaften Männer und Frauen, denn so hatten sie es von den ersten Göttern gelernt, dass man auf eine Frage stets mit einer anderen Frage antwortet.

Aber die ersten Götter wurden darüber wach. Denn die erhabensten Götter, die Erschaffer der Welt, können nicht weilerschlafen, wenn sie eine Frage hören, und so wachten sie auf und fingen an, auf der Marimba zu spielen. Und sie machten ein Lied aus den Fragen, und sie tanzten, und sie sangen: »Wie lange noch werden wir weitergehen?«, »Wann haben wir begonnen?«

Und so würden sie heute noch tanzen und singen, wenn nicht die wahrhaften Männer und Frauen zornig geworden wären und ihnen gesagt hätten, dass es nun genug sei mit dem ganzen Getanze und Gesinge und dass sie die Antworten auf ihre Fragen hören wollten. Und da wurden die ersten Götter ernst und sagten: »Die Männer und Frauen, die wir aus Mais schufen, haben eine Frage. Sehr weise Männer und Frauen sind uns nicht dabei entsprungen. Sie suchen die Antwort weiter weg, ohne zu merken, dass sie sie bereits hinter sich und vor sich haben. Nicht sehr weise sind diese Männer und Frauen, wie junge zarte Maiskolben sind sie«, sangen die ersten Götter und fangen einfach wieder an zu tanzen und zu singen, und die wahrhaften Männer und Frauen werden wieder wütend und sagen, dass es nun genug sei mit dem Spott und was sie damit gemeint hätten, dass sie die Antwort vor und hinter sich hätten, und die ersten Götter sagen ihnen, dass auf dem Rücken und im Blick die Antworten liegen, und die Maismänner und -frauen schauen sich an und merken, dass sie nichts verstanden haben, aber sie schweigen, und die erhabensten Götter sagen zu ihnen:

»Auf dem Rücken entstanden die Maismänner und -frauen, denn aneinandergelehnt wurden sie geboren, und da sie aus Mais sind, erwachsen sie aus dem Boden. Auf dem Rücken begannen sie zu laufen. Ihr Rücken bleibt immer hinter ihrem Schritt oder ihrem Stillstehen zurück. Ihr Rücken ist der Anfang, das Gestern ihres Schritts.«

Und die wahrhaften Männer und Frauen verstanden das nicht so recht, denn der Beginn hatte ja bereits begonnen und das Gestern war schon vergangen, deshalb kümmerten sie sich nicht darum, und so erwiderten sie: »Wie lange noch werden wir weitergehen?«

»Das ist leichter zu verstehen«, sagten die Götter, die die Welt erschufen. »So lange, bis euer Blick eure Schulter erblickt. Ihr braucht nur im Kreis zu gehen, bis ihr euren Schritt überrundet habt und euch selbst seht. Wenn ihr genug gelaufen seid und euren Rücken erkennen könnt, und sei es nur von weitem, dann seid ihr angekommen, Brüderchen und Schwesterchen«, erklärten die ersten Götter, als sie bereits wieder am Einschlafen waren.

Und die wahrhaften Männer und Frauen waren sehr zufrieden, denn nun wussten sie, dass sie nur im Kreis gehen mussten, bis sie ihren Rücken zu sehen bekamen. Und so verbrachten sie eine ganze Weile damit, zu gehen, um ihren Rücken zu erreichen.

Irgendwann blieben sie stehen, um darüber nachzudenken, warum sie den Weg noch gar nicht begonnen hatten, und sagten zueinander:

»Das ist aber sehr anstrengend, den Anfang zu erreichen, um ans Ende zu gelangen. Dieses Laufen nimmt kein Ende, und es schmerzt, daran zu denken, wann wir denn an den Anfang gelangen werden, um unsere Schritte zu beenden.«

Und einige verloren den Mut und setzten sich hin, wütend darüber, dass der Weg zum Anfang gelangen würde, um das Ende zu erreichen, und sie dachten an den Weg, den sie gingen, und da er im Kreis lief, wollten sie es bei jeder Runde besser machen, und jede Runde, die sie machten, ging besser, und da freuten sie sich, und es war eine große Freude für sie, zu gehen, und so gingen sie eine ganze Weile, und ohne stehen zu bleiben sagten sie sich:

»Es ist ein lustiger Weg, der wir sind, wir gehen, um den Weg besser zu machen. Wir sind der Weg, damit andere von einer Seite auf die andere gehen. Für alle gibt es einen Anfang und ein Ende auf ihrem Weg, für den Weg nicht, für uns nicht.

Für alle alles, für uns nichts. Wir sind eben der Weg, wir müssen weiter.«

Und damit sie es auch nicht vergaßen, zeichneten sie einen Kreis auf die Erde, und so gingen und gehen alle wahrhaften Männer und Frauen den Kreis entlang. Ihr Kampf, den Weg besser zu machen, sich besser zu machen, findet kein Ende. Deshalb glauben die Menschen, dass die Welt rund ist. Aber was soll diese Kugel, die die Welt ist, denn anderes sein als der Kampf und der Weg der wahrhaften Männer und Frauen, die immer gehen, die immer wollen, dass ihnen der Weg besser gelingt aus den Schritten heraus, die sie machen. Ihr ständiges Gehen hat keinen Anfang und kein Ende auf ihrem Weg. Und die wahrhaften Männer und Frauen dürfen auch nicht müde werden. Sie wollen immer sich selbst einholen, sich selbst von hinten überraschen, um den Anfang zu finden und so ans Ende ihres Weges zu gelangen. Aber es wird ihnen nicht gelingen, sie wissen es, und es hat bereits keine Bedeutung mehr für sie. Es ist ihnen nur wichtig, ein guter Weg zu sein, der immer versucht, besser zu werden ...

Der Alte Antonio schweigt, aber der Regen nicht. Ich wollte ihn fragen, wann dieser Regen denn aufhören würde, aber es scheint mir, dass es nicht die beste Atmosphäre für Fragen über Anfang und Ende ist. Ich verabschiede mich vom Alten Antonio. Ich trete hinaus in den Regen und die Nacht, obwohl selbst die neuen Batterien meiner Taschenlampe den einen nicht von der anderen unterscheiden können. Der Lärm meiner Stiefel im Schlamm verhindert, dass ich die Abschiedsworte des Alten Antonio höre: »Werde nicht müde zu fragen, wann dein Weg zu Ende ist. Dort wo sich Morgen und Gestern vereinen, da wird er enden ...«

Der Anfang des Weges bereitete mir große Mühe. Ich wusste, dass ich im Schlamm ausrutschen würde, aber, obwohl ich es wusste, musste ich dieses Fallen gehen. Denn Gehen ist auch Stolpern und Fallen. Das hat mich nicht der Alte Antonio gelehrt, das haben mich die Berge gelehrt, und ihr könnt mir glauben, dass die Prüfung nicht leicht war.

Was ich euch hier erzähle, war gestern. Es regnete wie an einem anderen Gestern, einem Gestern, das weit hinter dem Gestern des Alten Antonio lag. Gestern ...

*(Aus den Begrüßungsworten der EZLN zur Eröffnung des Sonderforums für die Staatsreform, San Cristóbal, 30. Juni 1996)*

*(Übersetzung: Horst Rosenberger)*

## 14. Vom gemeinsamen Gehen

Ich sagte bereits, Anfangen ist schwierig.

Ich könnte zum Beispiel damit anfangen, von unserer Gegenwart zu erzählen, von dem gebirgigen Exil von Hunderten von aufständischen Indígena-Familien, von der würdigen Farbe der Menschen, deren Wohnungen von der modernsten Militärtechnologie und einer Armee besetzt sind, die sich verpflichtet fühlt, mexikanische Indígenas zu verfolgen und einzuschüchtern; von der Würde, die sie in die dichten Wälder führte, um einen Platz zu suchen, an dem das Leben keine Scham ist.

Ich könnte davon erzählen und von dem plötzlichen Gedächtnisschwund derjenigen, die dem Zapatismus in Bezug auf seine heroische Gegenwart nahe stehen und zugleich die Bewohner von Guadalupe Tepeyac, des verwüsteten Symbols des Verrats der Regierung und der militärischen Ehrlosigkeit, vergessen haben.

Ich könnte von Heriberto erzählen, erzählen, dass Heriberto mit theoretischer Strenge und auf hohem Niveau eine Diskussion mit Eva führte. Mit Eva, die Einfluss und Beziehungen auf eine Weise spielen lässt, dass die Salinas sie beneiden würden. Anstatt mit Heriberto weiterzudiskutieren, kommt sie an und sagt – so ganz nebenbei –, dass Heriberto nicht zur Schule gehen will.

Eva bezeichnet als ›Schule‹ eine lange Hütte, die die zapatistischen Guadalupaner, die von der Bundesarmee vertriebenen Zivilisten aus Guadalupe Tepeyac, auf der Kuppe eines Hügels errichtet haben, der die geordnete Armut des Exils dieser Indígenas beherrscht. Dieser Indígenas, die heute von denjenigen, die auf ihrem Boden eine Tribüne, politische Plattform und Schule der Würde fanden, vergessen sind.

»So ist das also. Heriberto will nicht zur Schule gehen«, wiederhole ich, während ich die Pfeife anzünde und aus den Augenwinkeln die Hüttentür anvisiere, um zu sehen, ob der zukünftige Terrorist und heutige herausragende Dieb erscheint.

Eva kennt die Reichweite ihres Einflusses – also fragt sie nicht, wenn sie sich eine Tüte Süßigkeiten nimmt und sie zu essen beginnt. Eva weiß, was geschehen wird, wenn sie ein Bonbon öffnet und das Knistern des Zellophans leicht in das besessene Zirpen der Grillen einstimmt.

Ich ignoriere den Lockrufcharakter, den das Knistern des Zellophans hat, das ein Bonbon umhüllt. Was für mich aber sonnenklar ist, ist, dass es absolut egal ist, wie entfernt es sein mag oder welcher Lärm es zu übertönen versucht: Letzten Endes erscheint er immer in der Tür, er, der Gefürchtete, die rasanteste Heulsuse des mexikanischen Südostens, der Rechtsstaat, Entschuldigung, der Schrecken der Ameisen, der Einzige (hoffentlich), der Einzigartige (Ehre, wem Ehre gebührt), er, Heriberto.

Die großen und schwarzen Augen Heribertos durchspüren alle Winkel des kleinen Raumes. Sie entdecken die Süßigkeitentüte und die Besitzerin Eva. Heriberto versucht mich mit einem »Da bin ich schon, Schup« aus der Fassung zu bringen.

Ich widersetze mich hartnäckig und nehme dieselbe flexible Position der mexikanischen Regierung an, die sie in Bezug auf die Wirtschaftspolitik hat – will sagen, zeige mich dazu bereit, alles zu diskutieren, aber weise daraufhin, dass es keine Änderung geben wird.

»Wieso gehst du nicht zur Schule?«, frage ich und versuche, seinen Vormarsch auf die Süßigkeitentüte zu bremsen.

»Will dann erst gehen, wenn ich was weiß, weil, wenn ich jetzt gehe, weiß ich nichts, und was ist, wenn der Lehrer mit mir schimpft, weil ich nichts weiß? Erst mal werde ich was lernen, und dann werde ich schon bald zur Schule gehen«, sagt Heriberto, wobei ihm die Süßigkeiten schon die Stimme verkleben und er die Taschen mit einem süßen Rummelplatz voll gestopft hat.

Eva vernachlässigt die Süßigkeiten, da sie klare feministische Tendenzen zeigt, indem sie dieses Video von Pedro Infante sucht, das »Man sagt, ich sei ein Schürzenjäger« heißt. Ich rauche und seufze, während ich denke, dass Heriberto Unterricht

in philosophischer Logik geben und das Ministerium für Öffentliche Erziehung mit der gleichen Korruption, aber wesentlich mehr Intelligenz leiten könnte als diejenigen, die die wachsende Lehrerbewegung ignorieren.

Ich könnte all das erzählen, aber plötzlich denke ich, dass dies nicht ein würdiger Abschluss des »Sonderforums für die Staatsreform« ist und dass es nicht angeht, in ihm über die Diebereien von Heriberto zu sprechen. Ich glaube, dass das ehrenwerte Forum schon genug mit den Räubereien zu tun hat, die von einigen Fernsehunternehmen gedeckt werden.

Also denke ich, dass es besser wäre, von Beto zu erzählen und wie er mit seiner Verzweiflung lebt, in einer Zeit aufzuwachsen, in der seine Leute durch die Aufstandsbekämpfungspolitik der Regierung gelähmt sind.

Beto ist schon gewachsen, er ist schon groß, Beto fällt schon nicht mehr in den Schlamm. Beto zieht los, um eine Runde auf der Koppel zu drehen, und dort trifft er auf ein Kind aus dem benachbarten Dorf.

Nabor erzählt ihm, dass die Familien in seinem Dorf ganz viel Unterstützung kriegen, unter der einzigen Bedingung, dass sie sich von den Zapatisten lossagen und die, die weitermachen, hinauswerfen. Nabor weiß nicht so genau Bescheid, aber versteht das Grundlegende.

Er hebt einen Stein für eine Fletsche auf und wendet sich an Beto: »Meine Familie wird verfolgt, weil sie das, was die Regierung gibt, nicht annimmt. Mein Papa sagt, dass es einfach so ist, dass Würde Hunger mit sich bringt.«

»Und, werdet ihr aufgeben?«

»Natürlich nicht. Wir haben schon beschlossen, dass wir nicht aufgeben. Dass wir nicht aufgeben, das war der Beschluss«, sagt Beto, während er mit seiner Fletsche auf ein Bild zielt, das einen Panzer darstellt.

Ich bin schon dabei, euch das zu erzählen, als ich mich an andere Dinge erinnere und denke, dass es angemessener ist, von dieser ... Toñita läuft mit Brennholz auf dem Rücken vorbei. Sechs Jahre wiegt die Kindheit auf dem Rücken von Toñita zwischen dem Schlamm und den Dornen des Wegesrandes,

um Jahre und Holz im Gleichgewicht zu halten. Ich werde ganz stumm, als ich bemerke, dass Toñita, die einen Kuss verweigert, »weil es so pikt«, mit ihrem Brennholz vorbeizieht.

Es ist nicht wegen des schmerzhaften Bildes eines Mädchens, das von der Armseligkeit einer Last Holz erdrückt wird; es ist nicht deshalb oder weil ich vielleicht beleidigt bin, dass sie mir den Kuss verweigert.

Das, was mich sprachlos macht und deshalb unfähig, davon zu erzählen, ist – und das schwöre ich –: Toñita geht lachend vorbei.

Olivio lacht auch. Im Unterschied zu Toñita ist Olivio Tojolabal und hat mit den Stiefelchen, die man ihm geschenkt hat, schon für großes Aufsehen gesorgt. Steine schießend, Stöcke und Dreck, lernt Olivio das, was Kindern wie ihm immer vorenthalten wurde: dass man spielen und Kind sein kann, ohne dass die Erwachsenen einem das Fell über die Ohren ziehen.

Olivio benutzt seine Schuhe nicht, um zu gehen. Wenn er irgendwohin gehen will, geht er barfuß. Aber wenn die kurze Spielstunde anfängt, treffen sich Olivio und seine Truppe, und sie spielen »Wer hat Schuhe« und schießen alles Bewegliche und Unbewegliche vor sich her, was sie entdecken. Für Olivio sind die Schuhe ein machtvolles Spielzeug, der – so wurde mir gesagt – nun einen Ball einfordert, damit man das Spiel vorantreiben und gemeinsam spielen kann.

Und gemeinsam mit anderen Mädchen kommen Yeniper und Chaga dorthin, wo ich stehe, um zu sehen, ob ich da bin und nicht fortgegangen bin. Und richtig, dort bin ich, und ich bin nicht fortgegangen, also kann mir Yeniper eine Frage stellen, während ein Militärhubschrauber das Dorf überfliegt.

Yeniper schaut den mit Artillerie bewaffneten Hubschrauber an und fragt, ob sich die Vögel genauso wie die Kinder aus der chiapanekischen Realität bei diesem drohenden Geräusch der Todesflügel erschrecken. Der Hubschrauber dreht gelangweilt von der Suche nach Gesetzesbrechern ab, und Yeniper zieht los, um Holz zu holen, ohne meine Antwort abzuwarten. Ein kleiner Vogel, die Federn in Lila und Blau gekleidet, fliegt er-

neut neben Yeniper her. Von Weitem weiß man nicht, wer von den beiden läuft und wer fliegt.

Also, wenn wir ernsthaft und respektheischend sein wollen, ist es besser, von dem Ernstesten und Respektheischendsten zu reden, das es auf der Welt gibt. Also müssen wir von dem Größten der Giganten reden, mit dem die fahrende Ritterschaft der Menschheit Erleichterung und Trost brachte, von dem ausgezeichneten Ritter Don Durito de La Lacandona. Von diesem Rächer der Entrechteten, der mit seinen Raubzügen und Wundern immer noch eine Mondin in Erstaunen versetzt, die lachen muss – ohne dies verhindern zu können –, um dem Ritter für die Blume zu danken, die er mit der eleganten Geste des Zauberers aus dem Helm zieht und ihr mit der heimlichen Hoffnung entgegenstreckt, ihr bald eine andere Blume auf die Haut zu malen, auf den Bauch, auf das Begehren.

Aber mögen die erhabenen Götter es jedem vorwitzigen Schildknappen ersparen, die unendliche Last zu tragen, die es bedeutet, von den Heldentaten seines Herrn und Gebieters zu berichten.

Und während wir von den erhabensten Göttern reden, erscheint schon der Alte Antonio, begleitet von den ersten Göttern, denen, die die Welt schufen. Immer rauchend, manchmal gehend und manchmal redend, setzt sich der Alte Antonio in dieser Nacht zu mir, setzt er sich zehn Jahre vor dieser Nacht zu mir.

Mit ihm, mit dem Alten Antonio, setzen sich alle Männer und Frauen der würdigen Herzen zu mir. Sie setzen sich zu mir und ergreifen endlich mein Wort und meine Stimme, um uns vom Kampf zu erzählen. Um uns davon zu erzählen, sagen sie, nicht um etwas durchzusetzen oder uns einzufangen. Um uns von dem Kampf und seinen Zeiten von vor zehn Jahren zu erzählen, mit dem Regen und einer kalten Dunkelheit, die wie eine Wand und ein Dach sind. Von der Nacht, in der der Alte Antonio mit mir, Machete in der Hand, durch den Schlamm geht.

Sagte ich, der Alte Antonio sei neben mir gegangen? Ich habe also gelogen, er ist nicht neben mir gegangen, ich bin

ihm gefolgt. So hatten wir nicht angefangen zu gehen in dieser Nacht. Erst haben wir uns verirrt. Als wir das bemerkten, waren wir schon inmitten der Selva, inmitten des Regens, umzingelt von der Nacht.

»Wir haben uns verirrt«, sage ich überflüssigerweise ...

*(Und hier beginnt die Geschichte vom gemeinsamen Gehen, die Elena Poniatowska in ihrem Vorwort erzählt ...)*

*(Worte der EZLN auf der Abschlussveranstaltung des Sonderforums zur Staatsreform, 6. Juli 1996)*

*(Übersetzung: Annette Massmann)*

## 15. Vom Nah- und Fernsehen

Der Regen zog sich hin. Will sagen, der Regen legte sich sozusagen flach, wenn der Wind ihn um die Taille fasste. Der Alte Antonio und ich waren in dieser Nacht zur Jagd hinausgegangen. Der Alte Antonio wollte einen Dachs erlegen, der auf seinem Feld den jungen Mais klaute. Wir warteten auf den Dachs, aber statt seiner kamen solcher Regen und Wind auf, dass wir in den fast leeren Maisschober flohen. Der Alte Antonio machte es sich in einem Winkel weiter drin bequem, ich setzte mich in die Türöffnung. Beide rauchten wir. Er nickte ein, und ich schaute zu, wie der Regen sich von einer Seite zur anderen neigte, ganz wie der Wind – launiger als sonst – den Tanzschritt vorgab. Der Tanz endete schließlich oder ging woanders weiter. Vom Regen blieb bald nichts weiter übrig als der ohrenbetäubende Wettgesang zwischen Grillen und Fröschen. Ich trat hinaus und versuchte leise zu sein, um den Alten Antonio nicht zu wecken. Die Luft war immer noch feucht und heiß, ganz so wie nach dem Tanz zweier Körper, die sich begehren.

»Schau mal«, sagt der Alte Antonio plötzlich hinter mir und deutet mit der Hand auf einen Stern, der hinter dem Wolkenvorhang im Westen auftaucht. Ich schaue auf den Stern und fühle irgendwie einen Druck auf der Brust. Etwas wie traurige und bittere Einsamkeit. Ich lächele dennoch, und bevor der Alte Antonio fragen kann, sage ich:

»Ich erinnere mich gerade an ein Sprichwort, das ungefähr lautet: Wenn der Finger auf die Sonne zeigt, sieht der Narr den Finger.«

Der Alte Antonio lacht gut gelaunt und erwidert: »Ein größerer Narr wäre er, wenn er wirklich in die Sonne schaute. Er würde erblinden.«

Angesichts der überwältigenden Logik des Alten Antonio verkneife ich mir die Erklärung, was vermutlich mit diesem Sprichwort gemeint ist. Der Alte Antonio amüsiert sich weiter – ich weiß nicht, ob über mich oder über meinen Erklärungsansatz oder über den Narren, der die Sonne an-

schauf, als der Finger auf sie deutet. Der Alte Antonio lässt sich nieder, legt seine Flinte zur Seite und dreht eine Zigarette mit einem Blatt, das er aus dem Maisschober genommen hat. Ich weiß, dass nun der Moment des Schweigens und Zuhörens gekommen ist, setze mich neben ihn und zünde meine Pfeife an. Der Alte Antonio saugt ein paar Mal an seiner Zigarette und die Worte beginnen im Rhythmus der Rauchkringel hervorzuquellen.

»Gerade eben ging es mir gar nicht darum, mit der Hand auf den Stern zu zeigen. Ich dachte darüber nach, wie weit man wohl wandern müsste, um den Stern da oben mit der Hand berühren zu können. Ich wollte dich bitten, die Entfernung zwischen meiner Hand und dem Stern zu schätzen, aber dann kamst du gleich mit dieser Geschichte vom Finger und der Sonne. Ich wollte dir nicht meine Hand zeigen, und den Stern auch nicht. Dieser Narr in deinem Sprichwort hat im Grunde keine wirkliche Wahl: Wenn er die Sonne anschaut und nicht erblindet, wird er jedenfalls ins Stolpern kommen, weil er hochguckt; wenn er auf den Finger schaut, wird er seinen eigenen Weg nicht finden und entweder stehen bleiben oder dem Finger hinterherlaufen. Am Ende sind beide Narren: der die Sonne anschaut und der den Finger anschaut. Zum Vorwärtsgen, zum Leben bedarf es eben nicht der großen Wahrheiten, die sich als recht klein erweisen, wenn man sie genau anschaut. Die Nacht ist da, während wir sie auf dem Weg zum Tag durchwandern. Wenn wir nur auf das Nahgelegene schauen, werden wir nicht vom Fleck kommen. Wenn wir nur in die Ferne blicken, werden wir straucheln und vom Weg abkommen.«

Hier unterbricht der Alte Antonio seine Erzählung, und ich frage ihn: »Und wie soll das gehen, sowohl in der Nähe wie in die Ferne zu schauen?«

Der Alte Antonio nimmt Reden und Rauchen wieder auf: »Mit Reden und Zuhören. Mit denen, die nahe sind, reden und ihnen zuhören. Mit denen, die fern sind, reden und ihnen zuhören.«

Der Alte Antonio streckt wieder die Hand nach dem Stern aus. Er schaut auf seine Hand und sagt: »Beim Träumen sollte

man auf den Stern dort oben schauen, aber beim Kämpfen auf die Hand, die auf ihn weist. So ist das Leben – ein ständiges Auf- und Niederblicken.«

Wir kamen zurück ins Dorf des Alten Antonio. Das Morgengrauen legte bereits die Morgenröte an, als wir uns verabschiedeten. Der Alte Antonio begleitete mich zum Gatter der Weide. Als ich schon auf der anderen Seite des Stacheldrahtzaunes war, wandte ich mich um und sagte:

»Alter Antonio, als du die Hand nach dem Stern ausgestreckt hast, habe ich weder auf deine Hand noch auf den Stern geschaut ...«

Der Alte Antonio unterbricht mich. »Ah, sehr gut! Dann hast du also auf die Entfernung zwischen beiden geachtet!«

»Nein, ich habe auch nicht die Entfernung zwischen beiden betrachtet.«

»Was dann?«

Ich lache, mache einige Schritte von ihm weg und rufe ihm zu: »Ich habe zwischen deiner Hand und dem Stern einen Dachs gesehen ...«

Der Alte Antonio suchte auf dem Boden nach etwas, womit er nach mir werfen könnte. Ich weiß nicht, ob er nichts gefunden hat oder ob ich schon zu weit weg war. Auf jeden Fall war es ein Glück, dass er seine Flinte nicht mehr dabei hatte.

Ich ging weiter und versuchte dabei, nah und fern zu sehen. Oben und unten führte das Licht die Nacht und den Tag zusammen, der Regen verband den Juli mit dem August, und Schlamm und Hinfallen schmerzten ein wenig weniger. Zehn Jahre später sollten wir damit beginnen, mit denen zu reden und denen zuzuhören, die wir fern glaubten – mit euch ...

*(Aus: Ponencia a 7 voces 7: Kapitel 2, in dem der Regen, der Juli und der Alte Antonio das Heute ankündigen, aber 10 Jahre vorher, Juli 1996)*

*(Übersetzung: Danuta Sacher)*

## 16. Die Geschichte vom Lärm und der Stille

Es regnete in Strömen. Das Meer schlummerte die Müdigkeit, die die Liebe schenkt, und aus dem Kassettenrecorder spulte Mercedes Sosa das Lied *Gracias por la vida que me ha dado tanto* ab. Es war mitten in der Nacht, und das Flugzeug hatte bereits sein Todesgemurmel über den dunklen Bergen des mexikanischen Südostens verbreitet. Ich erinnerte mich an ein Gedichtfragment von Nefalí Reyes, des selbsternannten Pablo Neruda: ... *möge die Stunde / zum reinen Augenblick schlagen / und das Volk die leeren Straßen füllen / mit seiner Frische und Standhaftigkeit. / Hier ist meine Zärtlichkeit für dann / Ihr kennt sie. Ich habe keine andere Fahne.*

Die Kriegsuhr hatte den 14. Februar 1997 angezeigt. Zehn Jahre zuvor, 1987, hatte es genauso geregnet. Es hatte weder Meer noch Kassettenrecorder, noch Flugzeuge gegeben, aber die frühe Morgenstunde hatte in unserem Guerillacamp die Runde gemacht.

Der Alte Antonio war geblieben, um sich zu unterhalten. Mit dem Abend und einem Sack voll geröstetem Brot war er gekommen. In der Lagerküche war außer uns beiden niemand mehr. Die Pfeife und die selbst gedrehte Zigarette konkurrierten mit dem Rauch, der von der noch heißen Glut des Herdes aufstieg. Aber wir konnten uns nur schreiend verständigen. Eigentlich herrschte Stille, aber der Regen brach in alle Winkel der Nacht ein und verschonte nichts. Man hörte den Regen auf das Baumdach plätschern, mit dem die Berge bekleidet sind, und ein anderes plätscherndes Geräusch bedeckte den Boden. Zweifach war das Regengeräusch von unten, einerseits die Tropfen, die von den Bäumen herabfielen, und andererseits die, die direkt auf den Boden trafen. In der Mitte gab es ein anderes Geräusch, das der Plastikdächer, die vom Februarregen im Urwald berichteten. Lärm oben, unten und in der Mitte. Nicht der kleinste Winkel für das Wort. Deshalb überraschte es mich vielleicht, die Stimme des Alten Antonio in aller Deutlichkeit zu hören, der ohne die x-te selbst gedrehte

Zigarette von den Lippen zu lösen, anfang, die Geschichte vom Lärm und der Stille zu erzählen.

»Es gab eine Zeit in vergangenen Zeiten, in der die Zeit nicht zählte. Zu dieser Zeit wandelten die erhabensten Götter, die, die die Welt erschufen, umher, so wie die ersten Götter eben umherwandelten, also tanzend. Zu dieser Zeit herrschte sehr viel Lärm, von allen Seiten waren Stimmen und Schreie zu hören. Viel Lärm, und es war nichts zu verstehen. Und dieser Lärm, den es da gab, war nicht dazu da, um etwas zu verstehen, sondern es war Lärm, um nichts zu verstehen. Zuerst dachten die ersten Götter, dass der Lärm Musik und Tanz sei, und griffen flugs zu ihren Tanzpartnern und begannen auf diese Weise zu tanzen – und der Alte Antonio steht auf und versucht sich mit einem Tanzschritt, der darin besteht, zuerst auf einem Bein zu wippen und dann auf dem anderen –, aber es stellte sich heraus, dass der Lärm keine Musik war, kein Tanz. Er war einfach Lärm, und man konnte darauf nicht tanzen und fröhlich sein. Und dann begannen die großen Götter, aufmerksam zuzuhören, um herauszubekommen, was dieser Lärm sagen wollte, den man da hörte, aber es war einfach nicht zu verstehen, denn der Lärm war eben Lärm und nichts weiter. Und da zum Lärm nicht getanzt werden konnte, konnten die ersten Götter, die, die die Welt erschufen, nicht mehr umhergehen, denn die ersten Götter bewegten sich tanzend vorwärts, und da blieben sie stehen und waren sehr traurig, als sie nicht mehr gehen konnten, denn diese Götter, die erhabensten, die Ersten, waren begeisterte Wanderer.

Und einige der Götter versuchten, zu diesem Lärm zu gehen, also zu tanzen, aber es ging nicht, und sie kamen aus dem Schritt und vom Weg ab und stießen miteinander zusammen, und sie fielen hin, und sie stolpterten gegen Bäume und über Steine, und starke Verletzungen zogen sich diese Götter zu.«

Der Alte Antonio hält inne, um die Zigarette wieder anzuzünden, die Regen und Lärm ausgelöscht hatten. Nach dem Feuer folgt der Rauch, nach dem Rauch das Wort:

»Da suchten die Götter eine Stille, um sich neu zu orientieren, aber sie fanden die Stille nirgendwo, weiß der Teufel, wo die Stille hingegangen war, und zu Recht, denn der Lärm war sehr stark. Und die erhabensten Götter waren ganz verzweifelt, denn sie fanden die Stille zum Auffinden des Weges nicht, und da beschlossen sie, eine Versammlung der Götter zu machen, und sie mussten heftig und laut diskutieren, denn es herrschte viel Lärm, und schließlich beschlossen sie, dass jeder eine Stille suchen sollte, um den Weg zu finden. Und da waren sie zufrieden über den Beschluss, den sie gefasst hatten, aber das merkte man nicht so recht, da es viel Lärm gab. Und dann machte sich jeder Gott auf, die Stille zu suchen, um sich zu finden. Und sie fingen an, an den Seiten zu suchen – und nichts – und oben – und nichts – und unten und auch nichts. Und da sie nicht mehr wussten, wo sie noch nach der Stille suchen konnten, fingen sie an, in sich selbst zu suchen, und begannen, nach innen zu schauen, und dort suchten sie die Stille, und dort fanden sie sie und sich, und dort fanden sie erneut ihren Weg, sie, die erhabensten Götter, die, die die Welt erschufen, die Ersten.«

Der Alte Antonio schwieg, der Regen ebenso. Die Stille war nur von kurzer Dauer, bald hoben die Grillen an, um die letzten Fetzen dieser Februarnacht vor zehn Jahren zu zerreißen. Die Morgendämmerung zog bereits über die Berge, als sich der Alte Antonio mit einem »Sie kommt schon noch« verabschiedete. Ich blieb noch etwas sitzen und rauchte ein paar kleine Stückchen Stille, die die Nacht in den Bergen des mexikanischen Südostens vergessen hatte.

Trockensüßer Gruß. Salud und dass der Lärm helfen möge, die Stille zu finden, dass die Stille helfen möge, den Weg zu finden, und dass der Weg hilft, dass wir uns finden.

*(Aus dem Kommuniké des CCRI vom 14. Februar 1997 an die nationale und internationale Presse)*

*(Übersetzung: Horst Rosenberger)*

## 17. Träume, welche in der Liebe nisten

Das Meer ruht an meiner Seite. Schon lange teilt es meine Ängste, Unsicherheiten und viele meiner Träume, aber jetzt schläft es mit mir in der warmen Nacht der Selva. Im Traum sehe ich vor mir das Meer wogen wie ein Kornfeld, und ich staune wieder einmal darüber, es wie immer unverändert zu empfinden, lauwarm, frisch, an meiner Seite. Die Atemnot treibt mich aus dem Bett, ich muss zur Feder greifen, um den Alten Antonio heraufzubeschwören, heute wie schon seit vielen Jahren.

Ich habe den Alten Antonio gebeten, mich den Bach entlang bei einem Erkundungsgang zu begleiten. Wir haben nur wenig Proviant dabei. Stundenlang folgen wir dem verschlungenen Wasserlauf, Hunger und Hitze machen uns zu schaffen.

Den ganzen Nachmittag folgen wir einer Wildschweinherde. Kurz vor Einbruch der Nacht holen wir sie endlich ein, doch da löst sich ein riesiges Tier aus der Herde und geht wütend auf uns los. Ich erinnere mich an die Instruktionen beim Militär und werfe meine Waffe weg, um auf den nächsten Baum zu klettern.

Der Alte Antonio rührt sich kaum; statt wegzurennen, stellt er sich hinter einen Lianenbusch. Das riesige Wildschwein rennt mit voller Kraft auf ihn zu und verstrickt sich in den Lianen und Dornen. Bevor es sich wieder befreien kann, hebt der Alte Antonio seine Flinte, trifft das Wildschwein in den Kopf und hat uns für diesen Abend eine Mahlzeit besorgt.

Nachdem ich mein modernes Schnellfeuergewehr gereinigt habe (ein M-16, Kaliber 5,56, mit Dauerfeuer und einer effektiven Reichweite von 460 Metern, plus Zielfernrohr und einem Magazin für 90 Schuss), mache ich meine Tagebucheintragungen. Ich schreibe lediglich: »Wir trafen auf eine Wildschweinherde, und A. hat ein Exemplar erlegt. 350 Meter über dem Meeresspiegel. Kein Regen.«

Während wir darauf warten, dass das Fleisch durchgebraten ist, sage ich zum Alten Antonio, der mir zustehende Teil sei

für die Feste im Lager reserviert. »Feste?«, fragt er, während er das Feuer schürt. »Ja«, sage ich. »Es spielt keine Rolle, in welchem Monat wir sind, immer gibt es was zu feiern.« Und ich zähle ihm einen ganzen Kalender historischer Daten und zapatistischer Feiertage auf. Schweigend hört der Alte Antonio zu. Ich denke, es interessiert ihn nicht recht, und lege mich schlafen.

Zwischen den Träumen sehe ich, wie der Alte Antonio das Tagebuch nimmt und etwas hineinschreibt. Am Morgen nach dem Frühstück teilen wir das Fleisch unter uns auf, und jeder geht seines Weges. Im Lager angekommen, berichte ich von dem Geschehenen und zeige das Tagebuch. »Das ist aber nicht deine Schrift«, sagt der Kommandant und hält mir die letzte beschriebene Seite unter die Nase.

Nach meiner Eintragung hatte der Alte Antonio in großen Buchstaben Folgendes dazugeschrieben: »Wenn du nicht gleichzeitig die Vernunft und die Kraft hast, wähle immer die Vernunft und überlass dem Feind die Kraft. In vielen Kämpfen ist es die Kraft, die zum Sieg führt, aber den Krieg gewinnt nur die Vernunft. Der Mächtige kann niemals Vernunft aus seiner Stärke ziehen, wir aber immer Kraft aus der Vernunft.« Und weiter unten, in ganz kleiner Schrift, stand noch: »Fröhliches Feiern!«

Ich hatte keinen Hunger mehr. Doch das Fest war fröhlich, wie es bei den Zapatisten üblich ist.

*(Postskriptum aus dem Artikel: Sieben Puzzlesteine zum Neoliberalismus, Juni 1997)*

*(Übersetzung: Andreas Simmen)*

## 18. Vom Schmerz als Bestandteil der Hoffnung

»Es braucht viele Zutaten«, sagt der Alte Antonio, »damit das Brot, das viele das Morgen nennen, gebacken werden kann.«

»Eine davon ist der Schmerz«, fügt der Alte Antonio jetzt hinzu, während er einen Holzscheit im Herdfeuer zurechtrückt.

Wir gehen in den Nachmittag hinaus, in dieses strahlende Licht nach einem Regen, mit dem der Juli die Erde grün anmalt, und Doña Juanita bleibt im Haus zurück, um das Brot aus Mais und Zucker zuzubereiten, das sie hier *marquesote* nennen und das beim Servieren die Form einer Sardinenbüchse haben wird, derselben Büchse, die als Brotform dient.

Ich weiß nicht, seit wann der Alte Antonio und Doña Juanita ein Paar sind, und ich habe sie nie gefragt. Heute, an diesem Nachmittag in der Selva, spricht der Alte Antonio vom Schmerz als Bestandteil der Hoffnung, und Doña Juanita backt ihm ein Brot als Argumentationshilfe.

Es gibt Nächte, in denen eine Krankheit den Schlaf von Doña Juanita stört, und ihre Schlaflosigkeit lindert der Alte Antonio mit Geschichten und Spielen. Diese Nacht hat er ein grandioses Schauspiel inszeniert: Mit seinen Händen und dem Lichtschein des Herdfeuers spielend, zeichnete er ihr mit Schatten eine Unzahl der verschiedensten Tiere der Selva. Doña Juanita lachte über das nachtwandelnde Wildschwein, über das unruhige Rehkitz, den heiseren Wollhaaraffen, den eitlen Fasan und all die anderen Tiere, die die Hände und die Kehle des Alten Antonio auf die Leinwand ihrer Hüttenwände zeichneten.

»Ich wurde nicht gesund, aber ich musste viel lachen«, erzählt mir Doña Juanita. »Ich wusste nicht, dass auch die Schatten lustig sind.«

An diesem Nachmittag buk Doña Juanita einen *marquesote* für den Alten Antonio. Nicht um ihm die fruchtlose nächtliche Medizin der fröhlichen Schatten zu danken. Auch nicht für ihn und seine Zufriedenheit ...

Sondern um Zeugnis davon abzulegen, dass der Schmerz, den man gemeinsam erleidet, Linderung ist und heiterer Schatten. Deshalb bereitet Doña Juanita das Maisbrot zu, in einer alten Sardinenbüchse, mit ihren Händen und dem vom Alten Antonio besorgten Feuerholz.

Und – damit es niemals vergessen werde: Zu heißem Kaffee aßen wir das Zeugnis des gemeinsamen Schmerzes von Doña Juanita und dem Alten Antonio, dieses Schmerzes, der zu Linderung und geteiltem Brot wurde ...

Was ich euch erzähle, ereignete sich vor vielen Jahren, das heißt heute.

*(Marcos in La Jornada vom 17. Juli 1997)*

*(Übersetzung: Danuta Sacher)*

## 19. Die Geschichte von den Anderen

Wieder einmal graute der Morgen, und unter dem bedrohlichen Kreisen eines Flugzeugs versuchte das Meer im schwachen Schein eines Kerzenstummels ein Buch mit Gedichten zu lesen. Ich kritzele einen Brief an jemanden, den ich nicht persönlich kenne, der einer anderen Kultur angehört, der wahrscheinlich aus einem anderen Land stammt, vielleicht von anderer Hautfarbe ist und sicher eine andere Geschichte hat. Das Flugzeug fliegt vorüber, und ich halte inne, teils um zu lauschen, und vor allem, um mir Zeit zu nehmen, das Problem zu lösen, das darin besteht, einen Brief an andere zu schreiben, die verschieden sind. In diesem Augenblick tritt aus dem Nebel der Bergwelt und ohne dass das Meer ihn bemerkt hätte der Alte Antonio an meine Seite, klopft mir auf die Schultern, zündet sich eine Zigarette an und ...

### Die Geschichte von den Anderen

Die Ältesten der Alten, die dieses Land bewohnten, erzählten, dass die größten Götter, die, die die Welt erschufen, nicht die Vorstellung hatten, dass sie einander alle ähnlich seien. Oder anders gesagt, dass sie nicht alle dasselbe dachten, sondern dass jeder seine eigenen Gedanken hatte und sie sich akzeptierten und einander zuhörten. Die Ältesten der Alten sagen, dass dies ganz von selbst so war, denn wenn es nicht so gewesen wäre, wäre die Welt niemals erschaffen worden, weil die ersten Götter ihre Zeit sonst mit nichts als Streit verbracht hätten. Denn verschieden war ihr Denken und Fühlen. Die Ältesten der Alten sagen, dass deshalb die Welt mit vielen Farben und Formen geboren wurde, so vielen, wie es an Denkweisen gab bei den größten Göttern, den Ersten. Sieben war die Anzahl der größten Götter, und sieben die Denkweisen, die jeder von ihnen pflegte, und sieben mal sieben waren die Formen und Farben, in die sie die Welt kleideten. Der Alte Antonio sagt mir, dass er die Ältesten der Alten gefragt habe, wie es denn

die ersten Götter geschafft hätten, zu einer Übereinkunft zu gelangen und sich untereinander zu verständigen, wenn doch ihr Denken und Fühlen so verschieden gewesen sei. Die Ältesten der Alten hätten ihm geantwortet, sagt mir der Alte Antonio, dass es eine Versammlung der sieben Götter mit ihren sieben Denkweisen, die jede von der anderen verschieden war, gegeben habe und dass sie auf dieser Versammlung zu der Übereinkunft gekommen seien.

Der Alte Antonio sagt, dass die Ältesten der Alten erzählt hätten, dass diese Versammlung der ersten Götter, jener, die die Welt erschufen, lange Zeit vor jedem erdenklichen Gestern stattgefunden habe, in einer Zeit, in der es recht eigentlich noch gar keine Zeit gab. Und sie erzählten weiter, dass auf dieser Versammlung jeder Einzelne der ersten Götter seine Meinung kundgetan habe und alle gesagt hätten: »Mein Denken und Fühlen ist ganz anders als das aller Anderen.« Und daraufhin hätten die Götter geschwiegen, weil ihnen klar geworden war, dass wenn sie von »Anderen« sprachen, jeder verschiedene »Andere« meinte. Nachdem sie eine Weile geschwiegen hatten, wurde ihnen klar, dass sie bereits zu einer ersten Übereinkunft gekommen waren, die darin bestand, dass es »Andere« gab und dass diese »Anderen« sich von einem selbst unterschieden. Also bestand die erste Übereinkunft der allerersten Götter darin, den Unterschied und die Existenz des Anderen zu akzeptieren. Und welche andere Wahl wäre ihnen auch geblieben, waren sie doch alle an und für sich Götter, alle gleichermaßen die Ersten, und sie mussten sich akzeptieren, weil keiner über oder unter dem anderen stand. Sie waren einfach nur unterschiedlich, und so mussten sie ihren Weg gehen.

An diese erste Übereinkunft schloss sich eine Diskussion an, denn eine Sache ist es, anzuerkennen, dass es Andere gibt, die verschieden sind, und eine ganz andere ist es, sie auch zu respektieren. Also verbrachten sie eine geraume Weile damit, zu diskutieren und zu erwägen, in welcher Art ein jeder sich von den Anderen unterscheidet, und es machte ihnen nichts aus, dass sich diese Diskussion hinzog, weil an und für sich die

Zeit noch nicht existierte. Daraufhin schwiegen wieder alle, und jeder Einzelne sprach über seine Verschiedenheit, und jeder andere der Götter, der zuhörte, wurde gewahr, dass er sich selbst und seine Eigenart umso besser erkannte, je mehr er die Unterschiedlichkeit des Anderen zuhörend kennenlernte. Dies erfüllte alle mit großer Zufriedenheit, und sie begaben sich zum Tanz. Darüber verstrich die Zeit, was sie aber nicht weiter bekümmerte, weil es in dieser Zeit ja noch keine Zeit gab. Nachdem der Tanz geendet hatte, kamen die Götter darin überein, dass es gut sei, dass es Andere gäbe, die verschieden seien, und dass man ihnen zuhören müsse, um etwas über sich selbst zu erfahren. Und gleich nachdem sie zu dieser Übereinkunft gekommen waren, gingen sie schlafen, denn sie waren sehr müde, weil sie so viel getanzt hatten. Nicht ermüdet hatte sie das Reden, denn redselig waren diese ersten Götter von ihrem Wesen her, jene, die die Welt erschaffen hatten und die gerade erst dabei waren, das Zuhören zu erlernen.

Ich habe die Stunde nicht bemerkt, in der der Alte Antonio gegangen ist. Das Meer schläft jedenfalls schon, und von dem Kerzenstummel ist nur ein undefinierbarer Wachsleck übrig geblieben. Über mir löst der Himmel die Schwärze der Nacht im Licht des Morgengrauens auf ...

*(Aus dem Kommuniké vom 20. Januar 1998)*

*(Übersetzung: Theo Bruns)*

## 20. Die Geschichte vom vergrabenen Schlüssel

Mitten auf einen wolkigen Strand, wo die erschöpfte See sich erholen kann, scheint der Vollmond, ein praller Perlmutter-Stern, der milchig schimmert. Wie wir so daliegen, erzähle ich der See die Geschichte, die mir der Alte Antonio an einem ähnlichen Morgen erzählte, nur dass er damals mit dem Tabakqualm die Wolken vermehrte.

Mit einem letzten Rauchkringel schlossen wir damals die Einkreisung des Mondes, die wir unabgesprochen unternommen hatten, um ihn am Himmel fest zu halten. Es war sinnlos, er zog weiter seine Bahn, ungeachtet der Zeit und der Wolken. Wir schwiegen, während wir einem Berghamster, einem *Tepescuintle*, auflauerten. Der Alte Antonio hatte sich vorgenommen, mir zu zeigen, dass man einen *Tepes* trotz Vollmond mit Licht jagen konnte.

»Dort ist er! Siehst du ihn?«, wisperte er mir zu.

»Ja, log ich«, während ich ohne Erfolg die smaragdnen Augen suchte, die im Lichtbündel der Taschenlampe des Alten Antonio zu vermuten waren.

Sein Gewehr blitzte mit einem trockenen Knall auf und erlosch bald wieder unter dem steten Trommelwirbel der Grillen. Ich lief auf die Stelle zu, die Antonio mit seiner Lampe gewiesen hatte. Ein *Tepescuintle* von einem halben Meter Länge lag dort ausgestreckt, und mit einem glatten Machetenhieb sicherte ich die Mahlzeit, die die Flinte des Alten Antonio besorgt hatte. Ich packte ihn und brachte ihn zu dem Platz, wo der Alte Antonio eine neue Zigarette drehte.

»Du hast ihn nicht mal gesehen«, sagte er, ohne mich anzuschauen.

Ich gebe zu, dass ich möglichst unbeteiligt vor mich hinschaute und hoffte, dass der Mond freundlicherweise herunterfiele, um schließlich mit Überzeugung die Lüge zu wiederholen: »Klar habe ich ihn gesehen.«

Die Glut seiner Zigarette beleuchtete Lächeln und Kippe auf den Lippen des Alten Antonio.

»Woher wusstest du, wann die Taschenlampe einzuschalten und wohin zu leuchten war?«, fragte ich ihn, um weiter abzulenken.

»Ich habe ihn hier unten gesehen«, antwortet der Alte Antonio und weist unter sich auf den Boden.

»Du hast ihn unter der Erde gesehen?«, frage-sage ich scherzhaft. Der Alte Antonio antwortet nicht. Jedenfalls nicht direkt. Auf einmal, während er es sich bequem macht, beginnt er zu erzählen ...

### **Die Geschichte vom vergrabenen Schlüssel**

»Man erzählt sich, dass die allerersten Götter, die, die die Welt erschaffen haben, ein sehr schlechtes Gedächtnis hatten und rasch vergaßen, was sie getan oder gesagt hatten. Manche meinen, das war so, weil diese größten Götter keinerlei Anlass hatten, sich an irgendetwas zu erinnern. Denn sie waren ja schon da, als die Zeit noch keine Zeit war, oder anders gesagt, vor ihnen hatte es ja nichts gegeben und wenn es vorher nichts gab, dann brauchten sie sich ja auch an nichts zu erinnern. Wer weiß. Tatsache war jedenfalls, dass sie alles vergaßen. Dieses Übel haben sie an alle Regierenden vererbt, die es auf der Welt gibt und gegeben hat. Aber die größten Götter, die allerersten, wussten, dass das Gedächtnis der Schlüssel zur Zukunft ist und dass man es pflegen muss wie den Acker, das Haus und die Geschichte. Und so, als Gegenmittel gegen ihre Vergesslichkeit, machten die allerersten Götter, die, die die Welt erschufen, eine Kopie von allem, was sie geschaffen hatten, und von dem, was sie wussten. Diese Kopien versteckten sie unter der Erde, damit es keine Verwechslung gebe mit allem auf der Oberfläche. Und deshalb gibt es unter der Erde eine gleiche Welt wie hier oben, mit einer parallelen Geschichte zu der auf der Oberfläche. Die erste Welt ist also unter der Erde.«

Ich fragte den Alten Antonio, ob die unterirdische Welt eine identische Kopie der Welt sei, die wir kennen.

»So war das mal«, antwortet der Alte Antonio, »aber jetzt nicht mehr.«

»Es war so«, erklärte er, »dass die Welt draußen im Laufe der Zeit durcheinandergeriet. Als die allerersten Götter fortgingen, erinnerte sich danach keiner der Regierenden daran, unter der Erde nachzuschauen, um das wieder in Ordnung zu bringen, was durcheinandergeraten war. Und deshalb dachte jede neue Generation von Regierungen, dass die Welt nun mal so sei, wie sie sie übernommen hatten, und dass eine andere Welt nicht möglich sei. Und deshalb ist das von unter der Erde zwar gleich wie oben, aber doch anders.«

»Deshalb«, sagte der Alte Antonio, »ist es bei den wahren Männern und Frauen üblich, die Nabelschnur eines Neugeborenen zu vergraben. Sie machen das, damit das Neugeborene einen Blick auf die wahre Geschichte der Welt werfen und erkennen kann, wie die Welt eigentlich sein sollte, für die es zu kämpfen gilt. Und deshalb ist da unten nicht nur dieselbe Welt, sondern die Möglichkeit einer besseren Welt.«

»Und wir zwei sind auch da?«, fragt die schlaflose See.

»Ja, und zwar zusammen«, antworte ich.

»Das glaub ich dir nicht«, sagt die See, rollt diskret an mir vorbei und breitet sich über einer Vertiefung aus, die ein Steinchen auf dem Grund hinterlassen hat.

»Doch, wirklich«, bestehe ich. »Wenn wir ein Sehrohr hätten, könnten wir es sehen.«

»Ein Sehrohr?«, murmelt sie.

»Ja, sage ich, ein Sehrohr, aber ein umgedrehtes ...«

Von (unter) den Bergen des mexikanischen Südosten  
Subcomandante Insurgente Marcos, Planet Erde, Februar  
1998

*(Aus: Das umgedrehte Sehrohr. Oder: Die Erinnerung – ein vergrabener Schlüssel)*

*(Übersetzung: Danuta Sacher)*

## 21. Die Geschichte vom Maß der Erinnerung

Von hier nichts Neues. Wie immer gibt es im Überfluss: Flugzeuge und Hubschrauber, die Krieg versprechen; Regen, der das Keimen der Saat verspricht; Würde, die Zukunft verspricht. Die Kinder sind immer noch Kinder, und der kleine Pedrito hat mich »Up« getauft (wenn ich es recht verstehe wohl eine Abkürzung von »Sup«), während er versucht herauszufinden, ob die Pfeife aus Schokolade ist, so wie die Zigaretten, die er kürzlich geschenkt bekommen hat.

Während das Meer mit mir in seinem Bauch träumt, erinnere ich mich, dass in den nächsten Tagen (am 28 August?) die *Doñas* den zwanzigsten Jahrestag eines Ereignisses feiern werden, das wie alles, was von unten kommt, klein anfing und immer bedeutsamer wurde. Vor zwanzig Jahren hat eine Gruppe hartnäckiger und (für die Macht) unbequemer Frauen einen Hungerstreik begonnen, um die Freilassung der politischen Gefangenen und Aufklärung über das Schicksal der Verschwundenen zu fordern.

Wir – und andere, an die heute noch niemand denkt – verdanken der starrköpfigen Zärtlichkeit dieser Frauen sehr viel. Eins dieser Dinge, nicht das einzige, ist jener Morgen, den uns diejenigen versprechen, die – wie die *Doñas* – wissen, dass sich die Erinnerung weder ausruht noch ergibt und dass die Würde weder ein Alter noch eine Größe hat. Und so kommt es, dass der Alte Antonio mit einem der Geschenke für die See auftaucht, und erzählt, nur so, um zu erzählen ...

### Die Geschichte vom Maß der Erinnerung

Es erzählen die Ältesten unserer Ältesten, dass die allerersten Götter, jene, die die Welt erschufen, unter den Männern und Frauen, die die Welt bewohnten, die Erinnerung verteilten.

»Gut ist die Erinnerung«, sagten und sagten sich die größten Götter, »weil sie der Spiegel ist, der die Gegenwart verstehen hilft und die Zukunft verheißt.«

Mit einer Kürbisschale schufen die allerersten Götter das Maß der Erinnerung, und alle Männer und Frauen kamen vorbei, um ihr Maß der Erinnerung zu empfangen. Aber es ergab sich, dass einige Männer und Frauen größer waren als andere und dass das Maß der Erinnerung deshalb nicht bei allen gleich schien. Bei den Allerkleinsten strahlte es am hellsten und bei den Allergrößten trübte es sich ein. Deshalb sagen sie, dass man sagt, dass die Erinnerung bei den Kleinen größer und stärker ist und bei den Mächtigen schwieriger zu finden ist. Deshalb sagen sie auch, dass die Menschen immer kleiner werden, je älter sie werden. Sie sagen, dies sei so, damit die Erinnerung heller erstrahle. Sie sagen, dass dies die Arbeit der Ältesten der Alten sei: die Erinnerung groß zu machen.

Und sie sagen auch, dass die Würde nichts anderes ist als die Erinnerung, die lebt. Sie sagen ...

*(Aus dem Kommuniqué vom 25. August 1998)*

*(Übersetzung: Theo Bruns)*

## **22. Die Geschichte von dem Einen und von den Allen**

Es war eine Morgendämmerung im Dezember. In den Bergen ist die Morgendämmerung im Dezember nass und regnerisch. Der Nebel hüllt die Bäume ein und verleiht ihnen neue Formen und Schatten. Ich verbrachte die Zeit damit, einem einsamen Rauchschwaden meiner Pfeife nachzuschauen, und wartete darauf, dass vielleicht der Nebel käme, um sich dieses Wölkchens, das sich von meinen Lippen gelöst hatte, zu erbarmen, als sich von einem nahe gelegenen Baum eine Gestalt löste, halb Nebel, halb Schatten, und sich mit müdem Schritt an meine Seite gesellte und sprach: »Die Weisheit besteht nicht darin, viele Dinge zu kennen oder viel von einer Sache zu wissen.« Ich zitterte. Ein wenig wegen der Kälte, ein wenig wegen des Nebels, vor allem aber aufgrund dessen, was ich gehört hatte, und noch mehr aufgrund der Überraschung, im Aufleuchten des Streichholzes, mit dem er seine selbst gedrehte Zigarette anzündete, den Alten Antonio erkannt zu haben. Ich tat, was ich in solchen Situationen immer zu tun pflege: Ich rieb mir die Knochen, kaute auf der Pfeife herum und ließ ein weises »Mmmh« vernehmen. Der Alte Antonio setzte sich an meine Seite, manövrierte die Zigarette in den linken Mundwinkel und verlieh murmelnd einer Geschichte Farbe und Wärme ...

### **Die Geschichte von dem Einen und von den Allen**

»Es war einmal eine Zeit, in der es keine Zeit gab. Es war die Zeit des Beginns. Sie war wie die Morgendämmerung. Sie war weder Nacht noch Tag. Die Zeit war einfach so da, ohne irgendwohin zu gehen noch von irgendwoher zu kommen. Es gab kein Licht, aber es gab auch keine Dunkelheit. Es war die Zeit, in der die größten Götter lebten, jene, die die Welt erschufen, die Allerersten. Die Ältesten unserer Alten sagen, dass diese ersten Götter sieben waren und dass ein jeder zwei ge-

wesen sei. Es sagen die Ältesten unserer Alten, dass sieben die Zahl sei, mit der die Ältesten alle zählen, und dass eins immer zwei sei, damit man gehen könne. Deswegen erzählen sie, dass die allerersten Götter jeder zwei waren und sieben Mal. Und diese allergrößten Götter sind nicht wissend und groß geboren worden. Klein waren sie, und sie wussten nicht viel. Aber sie konnten reden und sie redeten viel. Sehr geschwätzig waren diese ersten Götter, sie redeten viel und alle zur gleichen Zeit; und keiner verstand irgendetwas vom andern.

Diese Götter redeten zwar viel, doch wussten sie wenig. Aber – wie oder warum auch immer – es kam der Moment, in dem alle schwiegen, und das zur gleichen Zeit. Dann sprach einer von ihnen und sagte und sagte zu sich, dass es gut sei, dass wenn einer rede, die anderen nicht redeten, und dass so der eine, der redet, gehört werden könne und dass die anderen, die nicht redeten, ihm zuhören könnten und dass es so sein sollte, dass abwechselnd geredet werde. Die sieben, die jeder zwei in einem waren, waren einverstanden. Und es sagen die Ältesten unserer Alten, dass dies die erste Vereinbarung in der Geschichte war, die Vereinbarung, nicht nur zu reden, sondern auch zuzuhören. Die Götter schauten sich in allen Ecken jener Morgendämmerung um, in der es weder Tag noch Nacht gab, weder eine Welt noch Männer und Frauen, weder Tiere noch Dinge. Sie schauten sich um und bemerkten, dass alle Teile dieser Morgendämmerung Wahrheiten sprachen und dass einer allein nicht allen und allem zuhören konnte; und so teilten sie sich die Arbeit, der Morgendämmerung zuzuhören, und so konnten sie alles erlernen, was die Welt von damals, die noch keine Welt war, ihnen mitzuteilen hatte.

Und so sahen die allerersten Götter, dass zum Lernen, zum Arbeiten, zum Leben und zum Lieben ein jeder und eine jede notwendig ist. Aber sie sahen auch, dass einer oder eine allein nicht ausreicht. Sie sahen, dass alle gebraucht werden und dass nur alle zusammen ausreichend sind, um die Welt in Gang zu setzen. So wurden die ersten Götter zu Wissenden, die größten Götter, jene, die die Welt erschufen. Sie verstanden es, zu reden und zuzuhören, diese Götter. Und Wissende waren sie

geworden. Nicht weil sie viele Dinge kannten und auch nicht weil sie viel von einer Sache wussten, sondern weil sie verstanden hatten, dass ein jeder und eine jede und alle zugleich notwendig und ausreichend sind.«

Der Alte Antonio war gegangen. Ich blieb wartend zurück. Wartend, wie man auf das Meer und den Weizen wartet, wissend, dass beide kommen werden ... weil sie nie gegangen sind.

Alles Gute! Und vergesst Acteal nicht. Die Erinnerung ist die Wurzel der Weisheit.

*(Aus dem Kommuniqué an die nationale und internationale Zivilgesellschaft vom Dezember 1998)*

*(Übersetzung: Theo Bruns)*

## 23. Die Geschichte vom Sehen

Es ist erst ein paar Jahre her, da lebte in diesen Bergen ein alter Lehrer. Sein Name war Antonio. Ich habe mit ihm viel Zeit verbracht und viel von und mit ihm gelernt, und schließlich nannte ich ihn den »Alten Antonio«. Er gehörte zu den ältesten Indígenas dieser Gegend, und in den ersten Monaten des Jahres 1994 verwandelte er sich in einen Toten. Unter dem Vorwand einer Tuberkulose, die seine Lunge in kleinen Bissen auffraß, blieb er eines Morgens still liegen und schaffte es, viele glauben zu machen, er sei gestorben. Obwohl sein Körper am Fuße eines Ceiba-Baums, des größten und mächtigsten Baums dieser Berge, beerdigt wurde, war der Alte Antonio listig und einfallreich genug, um immer wieder zu entweichen und sich mit mir zu treffen. Sei es um von mir Feuer für eine seiner ewigen selbst gedrehten Zigaretten zu erbitten, sei es um eine jener Geschichten zu beleuchten, die er in seinem Herzen trägt.

Der Alte Antonio hat keine Pädagogik studiert, er hat nicht einmal die Grundschule bis zu Ende besucht. Mehr noch, ich befürchte er hat mit einem dieser ersten Götter Lesen und Schreiben gelernt, die seine Geschichten bevölkern und die er uns weniger zur Zerstreung denn als Mahnung zur Verantwortung erzählt. Aber ich glaube, ihr werdet damit einverstanden sein, dass der Alte Antonio ein Lehrer war, und zwar ein Lehrer im besten Sinne. [...] Der Alte Antonio nähert sich zumeist schweigsam. Er ist sehr sparsam mit Worten und Gesten. Aber wenn der Zigarettenrauch anfängt, seinen Lippen zu entschweben, lösen sich von ihnen zugleich große und kleine Geschichten, wie diese, die ich euch jetzt erzählen werde, so wie sie mir der Alte Antonio erzählte, mich ansehend, wie ich ihn ansah, und die – wenn ich mich recht erinnere – heißt

### Die Geschichte vom Sehen

Eine Rauchspirale schwebt aus dem Mund des Alten Antonio, der ihr nachsieht und sie mit seinem Blick zu Zeichen und

Wort formt. Dem Rauch und dem Blick folgen die Worte des Alten Antonio ...

»Sich mal, Hauptmann (*dafür muss ich Ihnen erklären, dass ich zu der Zeit, als ich den Alten Antonio kennenlernte, den Grad eines Unterhauptmanns der aufständischen Infanterie innehatte, ein typisch zapatistischer Sarkasmus, denn wir waren damals nur vier – seitdem nennt der Alte Antonio mich Hauptmann*), sieh mal, Hauptmann, vor langer Zeit gab es eine Zeit, in der niemand gesehen hat. Es war nicht so, als hätten die Männer und Frauen, die auf dieser Erde herumliefen, keine Augen gehabt. Sie hatten welche, aber sie haben nicht gesehen.

Die größten Götter, jene, die die Welt erschufen, die Allerersten, haben viele Dinge geschaffen, ohne genau zu erklären, wofür oder warum, oder anders gesagt, ohne den Grund oder die Arbeit, die jedes Ding tun oder versuchen sollte zu tun, zu erklären. Jedes Ding hatte sein Warum, ja doch, denn die Götter, die die Welt erschaffen hatten, die Ältesten, waren schließlich die Größten und sie selbst kannten das Wofür oder Warum jedes Dinges sehr wohl, es waren schließlich Götter. Aber diese ersten Götter haben sich nicht sehr um das gekümmert, was sie taten, aus allem haben sie ein Fest gemacht, ein Spiel, einen Tanz. So berichten die Ältesten der Alten, dass immer eine Marimba dabei sein musste, wenn die ersten Götter sich trafen, denn jede ihrer Versammlungen endete in Gesang und Tanz. Mehr noch, sie sagen, wenn die Marimba nicht zur Hand war, nun, dann gab es keine Versammlung. So waren die Götter, kratzten sich die Bäuche, erzählten Witze und spielten Streiche. Kurz und gut, die ersten Götter, die größten, haben die Welt geboren, aber sie haben das Wofür und Warum der einzelnen Dinge nicht klar gemacht. Und eines davon waren die Augen. Hatten die Götter etwa gesagt, die Augen seien zum Sehen? Nein. Und so bewegten sich die ersten Männer und Frauen, die hier herumgelaufen sind, wie Taumelnde, sie eckten an, fielen hin, stießen zusammen, nahmen Dinge, die sie nicht wollten, und nahmen Dinge nicht, die sie wollten. So wie

es heute viele Leute von selbst machen, etwas nehmen, was sie nicht wollen und was ihnen schadet, und das nicht nehmen, was sie brauchen und ihnen gut täte, die herumlaufen, sich stoßen und zusammenprallen. Anders gesagt, die ersten Männer und Frauen hatten Augen, jawohl, aber sie haben nicht gesehen. Und vielfältig und sehr verschieden waren die Augen, die die allerersten Männer und Frauen hatten. Es gab sie in allen Farben und in jeder Größe, in den verschiedensten Formen. Es gab runde Augen, Schlitzaugen, ovale, kleine, große, mittlere, schwarze, blaue, gelbe, grüne, braune, rote und weiße. Ja, viele Augen, zwei in jedem ersten Mann und jeder ersten Frau, aber sie sahen nicht.

Und so wäre es bis zum heutigen Tag geblieben, wenn nicht einmal etwas geschehen wäre. Die ersten Götter, jene, die die Welt erschufen, feierten gerade eines ihrer Tanzfeste, denn es war August, der Monat der Erinnerung und der Zukunft. Plötzlich tauchten einige der Männer und Frauen, die nicht sahen, dort auf, wo die Götter ihr Fest feierten. Sie stießen mit den Göttern zusammen, einige polterten gegen die Marimba und warfen sie um. So wurde aus dem Fest ein Riesenchaos, die Musik stoppte, der Gesang stoppte und natürlich auch das Tanzen, und es entstand ein großes Durcheinander. Die ersten Götter versuchten überall zu entdecken, warum das Fest unterbrochen worden war, und die Männer und Frauen rempelten sich weiter untereinander und die Götter an. So verbrachten sie einige Zeit mit Stoßen, Fallen, Fluchen und Verwünschungen.

Schließlich bemerkten die ältesten Götter, dass all das Durcheinander begonnen hatte, als die Männer und Frauen gekommen waren. Also riefen sie sie zusammen, sprachen zu ihnen und fragten, ob sie denn nicht sähen, wohin sie gingen. Die ersten Männer und Frauen sahen sich nicht an, denn sie sahen ja nicht, aber sie fragten, was denn Sehen sei. So merkten die Götter, die die Welt geboren hatten, dass sie ihnen nicht klar gemacht hatten, wozu die Augen dienten oder welches ihre Aufgabe war, das Wozu und Warum der Augen. Und dann erklärten die ältesten Götter den ersten Männern und Frauen, was das Sehen ist, und lehrten sie zu sehen.

So lernten diese Männer und Frauen, dass man den anderen oder die andere sehen kann, dass man wissen kann, dass es ihn oder sie gibt, was er oder sie ist und dass er oder sie anders ist, und sie lernten so, ihn oder sie nicht anzustoßen, nicht zu schlagen, weder über ihn oder sie hinwegzugehen noch über ihn oder sie zu stolpern.

Sie entdeckten auch, dass man in das Innere des oder der Anderen sehen kann und entdecken kann, was sein oder ihr Herz fühlt. Denn nicht immer spricht das Herz mit Worten, die von den Lippen geboren werden. Oft spricht das Herz durch die Haut, durch den Blick oder durch Schritte.

Sie lernten auch, den zu sehen, der sich sehend sieht, das sind die, die sich selbst im Blick der Anderen suchen. Und sie entdeckten, wie man die Anderen sieht, die sie sehend ansehen.

Jegliches Sehen lernten die ersten Männer und Frauen. Und das wichtigste Sehen, das sie lernten, ist das Sehen, das sich selbst sieht, das von sich weiß und sich kennt, das Sehen, das sich selbst sehend sieht und sich selbst sieht, das Wege sieht und zukünftige Morgen sieht, die noch nicht geboren sind, Wege, die noch gegangen werden wollen, und Morgenröte, die noch anbrechen wird.

Und da sie dies nun gelernt hatten, übertrugen die Götter, die die Welt geboren hatten, den Männern und Frauen, die gekommen waren, überall angestoßen und gefallen waren und sich angerempelt hatten, die Aufgabe, den anderen Männern und Frauen beizubringen, wie man sieht und wozu man sieht. Und so lernten die Unterschiedlichen zu sehen und sich anzusehen. Nicht alle lernten es, denn die Welt bewegte sich schon und die Männer und Frauen waren bereits überall, stießen sich an, fielen um und rempelten sich an. Aber einige lernten es doch und diejenigen, die das Sehen lernten, sind die Maismänner und Maisfrauen, die wahrhaften Menschen.«

Der Alte Antonio schwieg. Ich sah ihn an, wie er mich ansah, der ihn ansah, hob den Blick und sah jeden Winkel dieser Morgenröte.

Der Alte Antonio sah, was ich sah, und bewegte wortlos das glühende Ende seiner selbst gedrehten Zigarette. Ausgelöst durch den Lichtruf in der Hand des Alten Antonio, kam plötzlich ein Glühwürmchen aus dem dunkelsten Winkel der Nacht und näherte sich in kurzen Leuchtserpentinaen dem Ort, wo der Alte Antonio und ich saßen. Der Alte Antonio nahm das Glühwürmchen vorsichtig mit den Fingern und verabschiedete es mit einem Atemhauch. Das Glühwürmchen sprach sein stotterndes Licht und verschwand.

Einen Augenblick blieb die Nacht von unten dunkel.

Dann, plötzlich, begannen Hunderte von Glühwürmchen ihren glänzenden und ungeordneten Tanz, und in der Nacht von unten waren plötzlich so viele Sterne wie in der Nacht von oben, die der August der Berge im mexikanischen Südosten eingekleidet hatte.

»Um zu sehen und zu kämpfen, reicht es nicht aus, zu wissen, wohin man den Blick, die Geduld und die Kraft richten muss«, sagte mir der Alte Antonio, der bereits dabei war, aufzubrechen. »Man muss auch anfangen, andere Blicke zu rufen und zu finden, die zu ihrer Zeit anfangen werden, wieder andere zu rufen und zu finden.

Und so, den Blick des Anderen sehend, werden viele Blicke geboren, und sie sehen die Welt, die besser sein kann, und sie sehen, dass es Raum für alle Blicke gibt und Raum für den, der obwohl ein Anderer und anders, die Blicke und sich selbst auf dem Weg der Geschichte sieht, die noch vor uns liegt.«

Der Alte Antonio war gegangen. Ich blieb den ganzen Tagesanbruch lang sitzen, und als ich die Pfeife erneut ansteckte, entzündeten unten tausend Lichter den Blick und unten war Licht, dort wo es das Licht und viele verschiedene Blicke geben muss ...

*(Aus der Ansprache an die Lehrer und Studierenden der Pädagogischen Hochschule, August 1999)*

*(Übersetzung: Annette von Schönfeld)*

## 24. Die Geschichte von der Luft der Nacht

Ich erzähle *der See*, dass es aus irgendeinem mir unbekanntem Grunde sein könnte, dass der Alte Antonio irgendwo etwas vom deutschen Philosophen Immanuel Kant gelesen hat. Mit Fremdenfeindlichkeit hatte er nichts am Hut, sondern er war allem gegenüber aufgeschlossen, aus welchem Teil der Welt es auch stammen mochte. Wenn der Alte Antonio Leute anderer Länder gut fand, gebrauchte er stets den Begriff »Internationalisten«, und das Wort »Ausländer« benutzte er nur für ihm Herzensferne, selbst wenn sie seine Hautfarbe, Sprache oder Herkunft teilten. »Manchmal gibt es sogar in der eigenen Familie Ausländer«, sagte der Alte Antonio, um mir den absurden Unsinn des Passwesens zu erläutern.

Aber, sage ich zur *See*, die Geschichte der Nationen ist eine andere Geschichte. Ich erinnere gerade eine, die mit der Nacht und ihren Wegen zu tun hat.

Es war eines jener Morgengrauen, an denen der März seine Berufung zum Delirium unter Beweis stellte. Auf einen Tag mit Sonne so beißend wie eine siebenschwänzige Peitsche folgte ein grau verhangener Nachmittag. Am Abend häufte ein kalter Wind schwarze Wolken über einem bleichen und schüchternen Mond aufeinander.

Der Alte Antonio hatte den Morgen und den Nachmittag mit der gleichen Bedachtsamkeit verstreichen lassen, mit der er nun seine Zigarette anzündete. Eine Fledermaus flatterte einen Moment um uns herum – sicherlich durch die Flamme aufgeschreckt, mit der der Alte Antonio seine Zigarette zum Leben erweckte. Und ebenso wie die Fledermaus, oder der Tzotz, erschien plötzlich mitten in der Nacht ...

### ... die Geschichte von der Luft der Nacht

Als die größten aller Götter, die Allerersten, jene, die die Welt erschufen, darüber nachdachten, wie und wozu sie tun würden, was sie zu tun gedachten, führten sie eine Versammlung

durch, damit jeder sein Wort ergreife und es kennenlerne so wie alle anderen. So entrang sich jeder jener allerersten Götter ein Wort und ließ es in die Mitte der Versammlung wehen und dort prallte es auf und kullerte zu einem anderen Gott, der es ergriff und von neuem in die Runde warf. Und so hüpfte das Wort wie ein Ball von einer Seite zur anderen, bis wirklich alle es verstanden hatten, und so fassten sie ihre Beschlüsse, die größten aller Götter, die alles das erschufen, was wir Welt nennen. Eine der Übereinkünfte, zu denen sie kamen, als jeder sein Wort ergriffen hatte, war, dass jeder Weg einen Wanderer und jeder Wanderer einen Weg haben sollte. Die Dinge entstanden also von Anfang an als vollständige, oder mit anderen Worten galt der Satz »Jedem sein's und jeder ihr's«.

Auf diese Weise entstanden die Luft und die Vögel gleichzeitig. Also nicht etwa, dass zuerst die Luft da war und später die Vögel kamen, um sie mit Leben zu füllen. Es war auch nicht umgekehrt so, dass zuerst die Vögel und danach die Luft geschaffen wurde, damit sie darin fliegen könnten. Genauso verhielt es sich mit dem Wasser und den Fischen, die darin schwimmen, mit der Erde und den Tieren, die auf ihr herumgehen, und mit dem Weg und den Füßen, die ihn beschreiten.

Wo wir gerade von den Vögeln sprechen – es gab einen, der heftig gegen die Luft protestierte. Also der meinte, dass er viel besser und schneller fliegen könnte, wenn da nicht der Luftwiderstand wäre. Ganz schön viel gemurrt hat dieser Vogel, obwohl sein Flug elegant und schnell war. Immer noch mehr und besser sollte es sein, und dass es nicht gelang, so dieser Vogel, lag am Widerstand der Luft. Den Göttern ging es bald auf die Nerven, wie schlecht der Vogel von der Luft sprach, in der er flog.

Und so nahmen sie, die allerersten Götter, ihm zur Strafe die Federn und das Augenlicht wieder weg. Nackt schickten sie ihn hinaus in die Kälte der Nacht und blind musste er fliegen. Und so wurde sein Flug, vorher leicht und anmutig, zu einer ungeordneten und torkelnden Bewegung.

Aber nach vielen Schlägen und Stößen und nachdem er sich damit abgefunden hatte, verfiel dieser Vogel auf den Trick, mit

seinem Gehör zu sehen. Indem er zu den Dingen spricht, findet dieser Vogel, also die Fledermaus, den Weg und lernt die Welt kennen, die ihr in einer Sprache antwortet, die nur sie zu hören versteht. Ohne Federn, die sie kleiden, blind und mit nervösem und ungelenktem Flug ist die Fledermaus die Herrin der Nacht und kein anderes Tier kann sich wie sie in den nächtlichen Lüften bewegen.

Von diesem Vogel, dem Tzotz, der Fledermaus, lernten die wahren Männer und Frauen dem gesprochenen Wort als dem Klang der Gedanken hohen und machtvollen Wert beimessen. Sie lernten auch, dass die Nacht viele verschiedene Welten beherbergt und dass es darauf ankommt, diesen zu lauschen, um das Geheimnis ihrer Blüte zu verstehen. Aus Worten entstehen die nächtlichen Welten. Klingend werden sie zu Lichtern und es sind so viele, dass sie nicht alle Platz auf der Erde haben und viele sich schließlich im Himmel einrichten. Deshalb heißt es, dass die Sterne auf dem Boden zur Welt kommen.

Die großen Götter erschufen auch die Männer und die Frauen, nicht damit einer der Weg des anderen sei, sondern damit sie sich gleichzeitig und gegenseitig Weg und Wanderer seien. Verschieden haben sie sie gemacht, damit sie zusammenpassen. Damit sie sich lieben, erschufen die großen Götter die Männer und die Frauen. Deshalb ist die Nachtluft die allerbeste zum Fliegen, zum Denken, zum Reden und zum Lieben.

Hier beendete der Alte Antonio damals im März seine Geschichte. Im März von heute segelt die See durch einen Traum, in dem das Wort und die Körper nackt sind und ohne anzustoßen die Welten durchstreifen und in dem die Liebe ohne Furcht fliegen kann. Dort oben entdeckt gerade ein Stern einen freien Platz auf der Erde und lässt sich fallen, einen kurzen hellen Kratzer auf das Fenster dieses Morgengrauens zeichnend. Vom Tonbandgerät her sagt Mario Benedetti, ein Uruguayer, der der ganzen Welt gehört: »Ihr könnt gehen, ich bleibe.«

P.S.: Hat die See den Zauber angenommen? Maweesesnet, wie ich weiß nicht wer sagen würde.

Auf denn. Gute Gesundheit und der März lässt sich, wie immer, ziemlich verrückt an.

Gezeichnet der Sup, beim Warten und wie es sich gehört rauchend ...

*(Postskriptum zum Brief Nr. 6, März 2000)*

*(Übersetzung: Danuta Sacher)*

## 25. Die Geschichte vom Halter des Himmels

Es regnet. Wie immer hier im Juli, im siebten Monat des Jahres. Ich zittere neben dem Ofen, und drehe mich herum wie ein Hühnchen auf dem Drehrost, in der Hoffnung so ein wenig trocken zu werden. Das Treffen mit den Gemeinden endete ziemlich spät in der Dämmerung, und wir lagerten ziemlich weit von dem Ort, an dem das Treffen stattfand. Als wir aufbrachen, regnete es noch nicht, aber als ob er nur auf uns gewartet hätte, brach gerade dann ein gewaltiger Sturzregen aus, als wir auf halber Strecke waren und es genauso lange gedauert hätte, zurückzugehen als weiterzumarschieren. Die Rebellen gingen zu ihren jeweiligen Hütten, um ihre nassen Uniformen zu wechseln. Ich tat es nicht, nicht aus Tapferkeit, sondern aus Blödheit, denn ich hatte nichts zum Wechseln eingepackt, um das Gewicht meines Rucksacks zu erleichtern. Also sitze ich hier, wie ein »Hühnchen à la Sinaloa«. Völlig nutzlos auch, denn aus irgendeinem mir unerfindlichen Grund scheint meine Mütze wenn es regnet das Wasser wie ein Schwamm aufzusaugen und lässt es erst wieder raus, sobald ich drinnen bin. So habe ich in der Hütte beim Ofen meinen eigenen, persönlichen Regen. Diese Absurditäten erstaunen mich nicht. Schließlich sind wir auf zapatistischem Gebiet, und hier ist das Absurde so geläufig wie der Regen, ganz besonders im siebten Monat des Jahres. Jetzt habe ich wirklich zu viel Holz ins Feuer geworfen, und das nicht bildlich gesprochen, denn die Flammen drohen jetzt das Dach abzufackeln. »Es kann immer noch schlimmer kommen«, sage ich mir, mich an eins von Duritos Sprichworten erinnernd, und ziehe es vor zu gehen.

Draußen regnet es nicht mehr, aber unter meiner Mütze schütet es. Ich versuche eine Pfeife mit der Öffnung nach unten anzuzünden, als Major Rolando kommt. Er schaut mich nur an. Er schaut sich den Himmel an (der bereits wieder vollkommen klar ist, mit einem Mond, der ungelogen wie die Mittagssonne aussieht). Er schaut wieder mich an. Ich verstehe seine Verwirrung und sage: »Es ist die Mütze.« Rolando

sagt »Hm«, was so viel bedeutet wie »Ah«. Mehr Rebellen kommen herüber, und natürlich eine Gitarre (und ja, sie ist trocken), und sie fangen an zu singen. Rolando und ich singen im Duett *La Chancla*, vor einem verwirrten Publikum, denn die »Hitparade« hier tendiert mehr zu Cumbias, Corridos und Norteñas.

Angesicht meines erneut gescheiterten Karrierestarts als Sänger zog ich mich in eine Ecke zurück und folgte dem weisen Ratschlag von Monarca, der genau wie Rolando zuerst mich ansah, dann den Himmel und wieder mich und nur sagte: »Nimm die Mütze ab, Sup.« Ich nahm sie ab und mein privater Regen hörte natürlich auf. Monarca ging zu den anderen. Ich sagte Hauptmann José Luis (der als meine Leibwache fungiert), er solle sich ausruhen, da ich jetzt nichts mehr unternehmen würde. Der Hauptmann ging, aber nicht um sich auszuruhen, sondern um sich dem Gesang anzuschließen.

So blieb ich allein. Immer noch zitternd, aber nun ohne Regen über mir. Ich versuchte wieder meine Pfeife anzuzünden, diesmal mit der Öffnung nach oben, aber dann entdeckte ich, dass mein Feuerzeug nass geworden war und nicht einmal flimmern wollte. Ich murmelte »Verdammter Mist, jetzt kann ich nicht mal meine Pfeife anzünden« und war überzeugt, dass dadurch mein ganzer Sexappeal im Eimer war. Ich suchte gerade meine Hosentaschen (und davon gibt's ziemlich viele) ab, nicht nach einer Taschenbuchausgabe des Kamasutra, sondern nach einem trockenen Feuerzeug, als direkt neben mir eine Flamme gezündet wurde.

Ich erkannte das Gesicht des Alten Antonio hinter dem Licht. Ich rückte die Öffnung meiner Pfeife zum brennenden Streichholz und sagte immer noch paffend zum Alten Antonio: »Es ist kalt.«

»Das ist es«, antwortete er und zündete sich mit einem anderen Streichholz seine selbst gedrehte Zigarette an. Im Licht der Zigarette sah der Alte Antonio mich an, dann den Himmel, dann wieder mich, aber er sagte nichts. Ich sagte auch nichts, in der Gewissheit, dass der Alte Antonio genauso wie ich an die Absurditäten gewöhnt war, die die Berge des mexikani-

schen Südostens bewohnen. Ein plötzlicher Wind löschte die Flamme aus, und uns blieb nur das Licht eines Mondes, der wie eine Axt war, abgenutzt und voller Kerben, und der Rauch, der in die Dunkelheit aufstieg. Wir ließen uns auf dem Stamm eines umgestürzten Baumes nieder. Ich glaube, wir sagten eine Zeit lang gar nichts, ich erinnere mich nicht sehr gut, aber im Grunde war der Alte Antonio, ohne dass ich es richtig bemerkt hätte, bereits dabei, mir etwas zu erzählen ...

### **Die Geschichte vom Halter des Himmels**

»Unsere Ältesten erzählen, dass der Himmel gestützt werden muss, um nicht zu fallen. Der Himmel ist nicht einfach fest, sondern wird zwischendurch immer schwach und kippt um, und dann lässt er sich einfach fallen, wie Laub von den Bäumen, und dann passieren schreckliche Katastrophen, weil das Böse auf die Felder kommt, und der Regen streckt alles nieder, und die Sonne bestraft das Land, und Krieg beherrscht es, und die Lüge erobert es, und der Tod durchwandert es, und Leid ist in seinen Gedanken.

Unsere Ältesten sagen, dies passiert, weil die Götter, die die Welt erschaffen haben, die Allerersten, sich so abgemüht haben, um die Welt zu erschaffen, dass sie, nachdem sie damit fertig waren, nicht mehr genug Kraft hatten, um den Himmel, also das Dach unserer Welt, zu erschaffen, sondern sie setzten ihn, wie es ihnen gerade einfiel, dahin, und so wurde der Himmel über der Erde platziert, genau wie eins dieser Plastikdächer. Deshalb ist der Himmel nicht fest, sondern lockert sich manchmal. Und du musst wissen, wenn das passiert, werden Winde und Wasser aufgewühlt, das Feuer wird rastlos und das Land erhebt sich und wandert, ohne Ruhe zu finden.

Deshalb sagten jene, die vor uns kamen, dass vier Götter, in vier verschiedenen Farben, auf die Erde zurückkamen. Sie stellten sich an den vier Ecken der Welt auf, um den Himmel zu packen, damit er nicht mehr fallen, sondern still und gut und gerade bleiben würde, damit Sonne, Mond, Sterne und Träume mühelos wandern konnten.

Aber, so erzählen jene, die zuerst über dieses Land schritten, manchmal würde einer oder mehrere der *Bacabes*, der Halter des Himmels, anfangen zu träumen oder er würde von einer Wolke abgelenkt, und dann könnte er die Seite seines Erdendachs nicht fest genug halten, und der Himmel, das Dach der Welt, werde dann locker und drohe auf die Erde zu fallen, und weder Sonne noch Mond, noch die Sterne hätten einen ebenen Pfad.

Deshalb übergaben die ersten Götter, die die Welt geboren haben, einem der Halter des Himmels die Verantwortung, und er musste wachsam bleiben, um den Himmel zu lesen und zu sehen, wenn er locker wird, und dann musste der Halter die anderen Halter ansprechen, um sie zu wecken, damit sie ihre Seiten fester packen und alles wieder gerade hinstellen würden.

Und dieser Halter schläft nie, er muss immer wachsam und aufmerksam sein, um die anderen zu wecken, wenn Böses die Erde befällt. Und die Ältesten von Reise und Wort sagen, dass dieser Halter eine Muschel, ein *Caracol*, auf der Brust trägt, und damit hört er die Laute und das Schweigen der Welt und ruft die anderen Halter damit, damit sie nicht einschlafen oder um sie aufzuwecken.

Und die Allerersten sagen, dass dieser Halter des Himmels, um nicht einzuschlafen, in sein eigenes Herz hinein- und hinausging, auf den Pfaden, die er in seiner Brust trug. Und diese alten Lehrer sagen, dass dieser Halter den Männern und Frauen der Welt das Wort und die Schrift beibrachte, denn sie sagen, solange das Wort die Welt durchstreift, kann das Böse zum Schweigen gebracht werden und die Welt steht im Gleichgewicht.

Deshalb reist das Wort des einen, der nicht schläft, der gegen das Böse und dessen boshafte Taten wacht, nicht direkt von einer Seite zur anderen. Stattdessen geht es auf ihn selbst zu und folgt den Linien der Vernunft, und die Weisen von einst sagen, dass die Herzen der Männer und Frauen die Form einer Muschel haben, und jene mit guten Herzen und Gedanken gehen von einer Seite zur anderen und wecken Götter und Menschen auf,

damit sie aufpassen, ob die Welt im Gleichgewicht ist. Deshalb benutzt der eine, der wach bleibt, wenn die anderen schlafen, seine Muschel. Er benutzt sie für viele Dinge, aber besonders, um nicht zu vergessen.«

Bei seinen letzten Worten hatte der Alte Antonio einen Stab in die Hand genommen und skizzierte etwas auf den Boden. Der Alte Antonio geht, und ich gehe auch. Im Osten lugt die Sonne über den Horizont, als ob sie nur ein Blick rüberwerfen würde, um festzustellen, ob der eine, der wach bleibt, nicht eingeschlafen ist und ob irgendjemand Wache steht, damit die Welt wieder ins Gleichgewicht kommt.

Ich kam zur Stunde des Pozol zurück, als die Sonne die Erde und meine Kappe bereits getrocknet hatte. Neben dem umgestürzten Baum sah ich die Skizze des Alten Antonio auf dem Boden. Es war eine mit klaren Strichen gezeichnete Spirale, eine Muschel.

Die Sonne hatte ihre Reise bereits zur Hälfte hinter sich gebracht, als ich zu dem Treffen mit den Gemeinden zurückkehrte. Der Tod der *Aguascalientes* war bereits am letzten Abend beschlossen worden, nun wurde die Geburt der *Caracoles* entschieden, mit über die der nun sterbenden *Aguascalientes* hinausgehenden Funktionen.

Und so werden die *Caracoles* wie Türen sein, um in die Gemeinden hineinzugehen, und für die Gemeinden, um hinauszugehen. Wie Fenster, um uns zu sehen, und für uns, um hinauszusehen. Wie Lautsprecher, um unser Wort weit zu tragen, und für uns, um zu hören, was weit weg gesagt wird. Aber vor allem, um uns zu erinnern, dass wir wach bleiben sollten und wachsam sein, damit die Welten, die die Welt bevölkern, im Gleichgewicht bleiben.

Die Komitees jeder Region haben sich getroffen, um für ihre jeweiligen *Caracoles* Namen zu wählen. Es wird Stunden an Vorschlägen, Diskussionen über Übersetzungen, Lachen, Ärger und Abstimmungen geben. Ich weiß, dass es lange dauern wird, also ziehe ich mich zurück und sage ihnen, sie sollen es mich wissen lassen, wenn eine Einigung erzielt worden ist.

Wir ziehen uns ins Quartier zurück, um zu essen, und während wir am Tisch sitzen, sagt Monarca, er hätte einen wirklich »fantastischen« Teich zum Baden gefunden und so weiter. Darauf begeistert sich Rolando, der nicht einmal badet, um sein Leben zu retten, und sagt: »Gehen wir.«

Ich habe mit einiger Skepsis zugehört (er wäre nicht das erste Mal, dass mir Monarca einen Streich gespielt hätte), aber da wir sowieso darauf warten müssen, dass die Komitees eine Einigung erzielen, sage auch ich: »Gehen wir.« José Luis bleibt zurück, um später zu uns zu stoßen, weil er noch nichts gegessen hat. Also brechen wir drei – Rolando, Monarca und ich – zuerst auf. Wir überqueren eine Weide und nichts. Wir überqueren ein Feld und nichts. Ich sage zu Rolando: »Ich denke, bis wir ankommen, ist der Krieg zu Ende.« Monarca antwortet: »Wir sind fast da.«

Wir kommen endlich an. Der Teich befindet sich in einer Furt des Flusses, wo die Rinder durchwaten, und ist deshalb trüb und von Kuh- und Pferdemist gesäumt. Rolando und ich protestieren einhellig. Monarca verteidigt sich: »Gestern sah es nicht so aus.« Ich sage: »Außerdem ist es kalt, ich glaube nicht, dass ich baden möchte.« Rolando, dem seine Begeisterung während des Marsches vergangen ist, erinnert sich, dass Schmutz, wie Piporro das so schön ausdrückt, auch vor Kugeln schützt, also schließt er sich mir mit einem »Ich glaube, ich auch nicht« an. Monarca rückt dann mit einer Rede über Pflichterfüllung und was weiß ich noch alles heraus und sagt, dass »Entbehrungen und Opfer keine Rolle spielen«. Ich frage ihn, was die Pflichterfüllung mit dem verdammten Teich zu tun hätte, und er versetzt mir einen Tiefschlag, indem er sagt: »Ah, ihr kneift also.«

Das hätte er nicht sagen sollen. Rolando knirschte mit den Zähnen wie ein wütender Eber, während er seine Kleidung auszog, und ich kaute auf meiner Pfeife herum, während ich mich bis auf »die andere Hälfte meiner Personenbeschreibung« auszog. Wir tauchten in das Wasser ein, mehr aus Stolz, als weil wir es wollten. Wir badeten irgendwie, aber der Schlamm richtete unsere Haare so zu, dass er den radikalsten Punker

neidisch gemacht hätte. José Luis kam dazu und sagte: »Das Wasser ist ein Dreckloch.« Rolando und ich riefen ihm stereo zu: »Ah, du kneifst also.« Und so stieg José Luis auch in den schlammigen Teich. Als wir herauskamen, merkten wir, dass keiner etwas zum Trocknen mitgebracht hatte. Rolando sagte: »Dann lassen wir uns eben vom Wind trocknen.« Also zogen wir nur unsere Stiefel und Pistolen an und machten uns auf den Rückweg, vollkommen nackt, mit entblößten Kleinigkeiten, und ließen uns von der Sonne trocknen.

Plötzlich stieß José Luis, der an der Spitze marschierte, einen Warnruf aus und sagte: »Da kommen Leute.« Wir setzten unsere Mützenmasken auf und marschierten weiter. Es war eine Gruppe Compañeras, die zum Fluss gingen, um ihre Kleidung zu waschen. Natürlich lachten sie, und jemand sagte etwas auf ihrer Sprache. Ich fragte Monarca, ob er gehört hätte, was sie gesagt haben, und er sagte: »Da geht der Sup.« Hmm ... ich glaube, sie haben mich an der Pfeife erkannt, denn ihr könnt mir glauben, dass ich ihnen nie eine Gelegenheit gegeben habe, mich anhand der »anderen Hälfte meiner Personenbeschreibung« zu erkennen.

Bevor wir zum Quartier zurückkamen, zogen wir uns an, obwohl wir immer noch nass waren, denn wir wollten die Rebellinnen nicht beunruhigen. Sie benachrichtigten uns, dass die Komitees bereits zu Ende getagt hatten. Jeder Caracol hatte einen Namen erhalten ...

*(Aus: Chiapas: Die Dreizehnte Stele, Teil III, Juli 2003)*

*(Übersetzung: Dana Aldea)*

## 26. Die Geschichte von den drei Schultern

Der Mond erschien auf der Schulter der Nacht, aber nur für einen Augenblick. Die Wolken teilten sich wie ein Vorhang, und der nächtliche Körper hinterließ eine Lichtspur. Wie eine Bissspur auf der Schulter, wenn man im Fluge des Begehrens nicht mehr weiß, ob man gerade fällt oder hinaufschwebt.

Vor 20 Jahren, als ich mich den ersten Hügel hinaufgekämpft hatte, um die Berge des mexikanischen Südostens zu erklimmen, setzte ich mich an einer Krümmung des Weges nieder. Die Stunde? Ich erinnere mich nicht genau, aber es war um die Zeit, in der die Nacht bereits voller-Grillen-ich-sollte-lieber-schlafen-gehen und die Sonne kurz vor dem Aufgehen war. Mit anderen Worten, es war Morgendämmerung.

Während ich versuchte, meinen Atem und meinen rasenden Herzschlag zu beruhigen, überlegte ich, ob es nicht ratsamer wäre, einen ruhigeren Beruf zu ergreifen. Immerhin waren diese Berge auch vor meiner Ankunft ganz gut zurechtgekommen, und sie würden mich nicht vermissen.

Ich sollte erwähnen, dass ich meine Pfeife nicht angezündet hatte. Im Grunde bewegte ich mich nicht einmal. Und das nicht aus militärischer Disziplin, sondern weil mein ganzer, damals blendend aussehender Körper schmerzte. Eine Angewohnheit begründend, die ich (mit eiserner Disziplin) bis heute aufrecht erhalten habe, fing ich an mein Talent, mich in Schwierigkeiten zu bringen, zu verfluchen.

Damit beschäftigte ich mich gerade – sportliches Mecker-Mecker-Mecker –, als ich einen Herrn erblickte, der mit einem Sack Mais auf dem Rücken den Hügel hinaufstieg. Man sah, dass die Bürde schwer war, und er ging gebückt. Mir hatten sie auf halbem Wege den Hügel hinauf die Last abgenommen, um den Marsch nicht zu verzögern. Aber die Last, die ich spürte, war das Leben, nicht der Rucksack. Wie auch immer, ich weiß nicht, wie lange ich da saß, aber nach einer Weile kam der Mann wieder vorbei, diesmal den Hügel hinunter, und ohne seine Last. Aber er ging immer noch gebückt. »Mist!«, dachte

ich (was das Einzige war, was ich tun konnte, ohne das mir alles wehtat), »so werde ich mit der Zeit auch aussehen, meine männliche Haltung wird zugrunde gerichtet werden, und meine Zukunft als Sexsymbol wird genauso ein Schwindel sein wie die Wahlen.«

Und richtig, einige Monate später lief ich bereits herum wie ein Fragezeichen. Aber nicht wegen des Gewichts des Rucksacks, sondern um meine Nase nicht in den Ästen und Lianen zu verfangen.

Etwa ein Jahr später lernte ich den Alten Antonio kennen. Ich besuchte eines Abends seine Hütte, um *Tostadas* und *Pinole* abzuholen. Zu der Zeit hielten wir uns versteckt, und nur ein paar Indígenas wussten über uns Bescheid. Der Alte Antonio bot an, uns zum Lager zu begleiten, und so teilte er das Gepäck auf zwei Säcke auf, und befestigte einen an seinem Tragriemen. Ich steckte meinen Teil in den Rucksack, weil ich mit Tragriemen nichts am Hut habe. Wir marschierten mit den Taschenlampen, bis wir den Rand eines Pfades erreichten, wo die Bäume begannen. Wir machten vor einem Bach Halt und warteten auf den Anbruch des Morgens.

Ich weiß nicht mehr genau, wie die Rede darauf kam, aber der Alte Antonio erklärte mir, dass die Indígenas immer gebückt gingen, auch wenn sie nichts schleppten, weil sie das Wohl der anderen auf ihren Schultern trügen.

Ich fragte, wie es dazu gekommen sei, und der Alte Antonio erzählte mir, dass die allerersten Götter, jene, die die Welt geboren hatten, die Maismänner und Maisfrauen so gemacht hatten, dass diese immer gemeinsam gingen. Und er sagte mir, dass gemeinsam zu gehen auch bedeutet, an den anderen zu denken, an den *Compañero*. »Deshalb gehen die Indígenas gebückt«, sagte der Alte Antonio, »weil sie auf ihren Schultern ihr Herz und die Herzen aller tragen.«

Ich dachte, dass zwei Schultern nicht ausreichten, um diese Last zu tragen.

Die Zeit verging, und es passierte, was passierte. Wir bereiteten uns auf den Kampf vor, und unsere erste Niederlage erfuhren wir von diesen Indígenas. Sie und wir gingen ge-

bückt, aber wir unter dem Gewicht des Hochmuts, und sie, weil sie uns ebenfalls trugen (obwohl wir es nicht begriffen). Dann wurden wir zu ihnen, und sie wurden zu uns. Wir fingen an, gemeinsam zu gehen, gebückt, aber wir wussten alle, dass zwei Schultern für diese Last nicht ausreichen würden. Und so erfolgte unser bewaffneter Aufstand am ersten Januartag des Jahres 1994. Auf der Suche nach einer weiteren Schulter, die uns helfen würde, zu gehen, das heißt zu existieren.

### **Die dritte Schulter**

Genau wie die Geschichte des mexikanischen Volkes hat auch die moderne Geschichte der zapatistischen indigenen Gemeinden ihre Gründungslegende: Die BewohnerInnen dieser Länder haben nun drei Schultern.

Zusätzlich zu den zwei Schultern, die alle Menschen haben, haben die Zapatisten eine dritte: die der nationalen und internationalen Zivilgesellschaft. [...]

Wir glauben, dass wir großes Glück gehabt haben. Von Beginn an erhielt unsere Bewegung die Unterstützung und Großherzigkeit Hunderttausender Personen aus fünf Kontinenten. Diese Großherzigkeit und diese Unterstützung blieben bestehen, selbst angesichts persönlicher Einschränkungen, großer Entfernungen, unterschiedlicher Sprache und Kultur, angesichts von Grenzen und Reisepässen, von verschiedenen politischen Konzepten, von Hindernissen, die von den Landes- und Bundesregierungen errichtet wurden, von militärischen Kontrollpunkten, von Zusetzungen und Angriffen, von Drohungen und Attacken der paramilitärischen Gruppierungen, angesichts unseres Misstrauens, unseres Mangels an Verständnis für den anderen, unserer Ungeschicklichkeit.

Nein, trotz alledem (und trotz vieler anderer Dinge, die allseits bekannt sind), arbeiteten die »Zivilgesellschaften« Mexikos und der Welt wegen, für und mit uns.

Und sie taten das nicht aus Mildtätigkeit oder politischer Mode oder aus Gier nach Publicity, sondern weil sie auf die eine oder andere Weise eine Sache zu der ihren gemacht haben,

die für uns noch immer größte Bedeutung hat: die Schaffung einer Welt, in die alle Welten passen, einer Welt also, die die Herzen aller trägt. [...]

Die dritte Schulter des zapatistischen Kampfes hat viele Farben, sie spricht viele Sprachen, sieht mit vielen Blicken und geht gemeinsam mit vielen anderen ...

*(Aus: Ein gelesenes Video - Teil III: Drei Schultern, August 2004)*

*(Übersetzung: Dana Aldea)*

## Zapatistische Links

AGUA PARA TOD@s - Wasser für Alle

[www.agua-para-todas.de.ms](http://www.agua-para-todas.de.ms)

Projektseite zur Unterstützung des Aufbaus von Trinkwassersystemen in zapatistischen Gemeinden in Chiapas/Mexiko

CAREA e.V. (Berlin) // [www.buko.info/carea](http://www.buko.info/carea)

Homepage zur Menschenrechtsbeobachtung in Chiapas/Mexiko (Carea organisiert umfassende Vorbereitungsseminare)

Chiapas98.de (Biberach/München) // [www.chiapas98.de](http://www.chiapas98.de)

Offizielle Website zur E-Mailliste Chiapas98 mit aktuellen News, durchsuchbarem Archiv, Download, Links etc.

Direkte Solidarität mit Chiapas (Schweiz) // [www.chiapas.ch](http://www.chiapas.ch)

Homepage auf Deutsch, aktuell und mit guter Linkliste zur EZLN und zum Widerstand in Mexiko

Gruppe B.A.S.T.A. (Münster/BRD) // [www.gruppe-basta.de](http://www.gruppe-basta.de)

Homepage auf Deutsch mit aktuellen Infos und Kommunikués der EZLN, Mediothek, Solidaritätsmaterial, Infos zum Plan Puebla Panamá und mehr

Libertad (Österreich) // [www.chiapas.at](http://www.chiapas.at)

Homepage auf Deutsch u.a. mit Archiv der EZLN-Kommunikués, Projekte und Materialien

Café Libertad (Hamburg) // [www.cafe-libertad.de](http://www.cafe-libertad.de)

Homepage rund um zapatistischen, alternativ gehandelten Kaffee inkl. Bestellmöglichkeit. Auch Redaktion der Zeitschrift Tierra y Libertad, die hier bestellt oder heruntergeladen werden kann.

YA-BASTA-NETZ // [www.ya-basta-netz.de.vu](http://www.ya-basta-netz.de.vu)

Die Homepage des YA-BASTA-NETZes, eines Zusammenschlusses von Gruppen und Einzelpersonen, die mit den Zapatisten solidarisch sind, aber auch hier als außerparlamentarische Linke gegen Ausbeutung und Unterdrückung aktiv sind

Radio Insurgente // [www.radioinsurgente.org](http://www.radioinsurgente.org)

Homepage des Radios der EZLN. Viele Sendungen, Jingles und Kommuniqués zum Download u.a. eine wöchentliche Sendung mit Infos und Musik (spanisch).

SIPAZ Internationaler Friedensdienst // [www.sipaz.org](http://www.sipaz.org)

Homepage (Chiapas) zur sozialen Lage in Chiapas u.a. mit deutschsprachigen Berichten und Analysen

Indymedia Chiapas // [chiapas.mediosindependientes.org](http://chiapas.mediosindependientes.org)

Unabhängiges Medienzentrum mit Artikeln, Audios, Fotos, Video etc. (spanisch)

EZLN Ejército Zapatista de Liberación Nacional //

[www.ezln.org.mx](http://www.ezln.org.mx)

Offizielle Homepage der EZLN (mit täglich aktualisierten Text-, Bild-, Audio- und Filmarchiven und umfangreichen Linksammlungen)

Kommuniqués der EZLN // [palabra.ezln.org.mx/comunicados](http://palabra.ezln.org.mx/comunicados)

Revista Rebeldía // [www.revistarebeldia.org](http://www.revistarebeldia.org)

Homepage der prozapatistischen mexikanischen Zeitschrift.

*(Quelle: Gruppe B.A.S.T.A., August 2006)*

**Subcomandante Marcos / Paco Ignacio Taibo II**

## **Unbequeme Tote**

»Unbequeme Tote« ist das Ergebnis eines einzigartigen literarischen Experiments: Der wortgewandte Sprecher der zapatistischen Guerilla und der bekannteste Krimischriftsteller Mexikos schreiben vierhändig einen Roman, der in wöchentlichen Vorabdrucken in der größten linken Tageszeitung des Landes erscheint:

Héctor Belascoarán Shayne, unabhängiger Detektiv in Mexiko-Stadt, erhält geheimnisvolle Anrufe von einem Toten. Zur gleichen Zeit wird Elías Contreras, »Ermittlungskommission« der EZLN, ein Dossier über einen »gewissen Morales« zugespielt, der in dunkle Geschäfte im lakandonischen Urwald verwickelt ist. Gemeinsam nehmen sie eine Spur auf, die in die Zeit des Schmutzigen Krieges in Mexiko zurückführt.

»Ein wirklich gelungenes literarisches Experiment, ein spannender und witziger Thriller und zugleich die charmanteste Art politischer Propaganda, die dem Rezensenten seit langem begegnet ist« (Hartmut Schwarz, in: Deutschlandfunk).

»Eine geniale Mischung aus hochkarätiger Literatur, spannungsreichem Krimi und politischem Statement. Klasse« (Jochen Knoblauch, in: Graswurzelrevolution).

ISBN 978-3-935936-39-2 240 S. 16,80 Euro

**[www.assoziation-a.de](http://www.assoziation-a.de)**

**Paco Ignacio Taibo II**

**Die Rückkehr der Schatten**

Mit »Die Rückkehr der Schatten« hat Paco Ignacio Taibo II ein neues Meisterwerk verfasst, das formal und stilistisch an seinen opulenten Collage-Roman »Vier Hände« anknüpft. In alle Weltssprachen übersetzt, wurde es von der internationalen Presse enthusiastisch gefeiert.

Mexiko zu Beginn des Zweiten Weltkrieges: Ein Nazi-Komplott versucht das Land zu destabilisieren, in Chiapas üben deutsche Kaffeebarone ihre Willkürherrschaft aus, die Abwehr des Dritten Reichs hat eine Agentin lanciert.

Die mexikanische Regierung zögert zu handeln.

Sie alle haben die Rechnung ohne den Chinesen Tomás Wong, den Journalisten Manterola und den Dichter Fermín Valencia gemacht. Als moderne Musketiere und soziale Kämpfer nehmen sie die Auseinandersetzung auf und lassen ihrem Rachedurst freien Lauf. Darüber hinaus taucht ein betrunkenener Hemingway in Mexiko-Stadt auf, und antifaschistische Emigranten und Interbrigadisten mischen sich in das Spiel ein.

»Allein die Spannung und literarische Schönheit dieses Romans rechtfertigen die Aufmerksamkeit und die Lobeshymnen, die dieses Buch verdient« (El País).

»Paco Ignacio Taibo II ist der neue Zapata der mexikanischen Literatur« (L'Express).

ISBN 978-3-935936-31-6 440 S. 24 Euro

**[www.assoziation-a.de](http://www.assoziation-a.de)**